Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

42 (21.10.1934)

Visual Library

Folge 42 / Jahrgang 1934

Sonntag, 21. Oktober 1934

Lob des Städters

Von Otto Karsten

Aufrecht schreitet und gebückt kriecht der Landmann über die Erde, deren Frucht Nahrung für alle ist. Sein Werk lobt Gott und dient den Menschen. Und die Menschen sollen ihn also ehren, den Nährer und Erhalter, den säenden und erntenden, selten müden und rastenden Walter und Bewahrer des Erdsegens. Der herbe Geruch seiner erdenen Arbeit soll in Ehren stehen für immer.

In den steinernen Städten die Millionen und aber Millionen, die das wissen sollen, verzehren ja Brot, Fleisch und Fett und viele Früchte, die in unabsehbaren Zügen unablässig heranrollen. Sie setzen sich an die Tische, von den Frauen gerichtet und versehen, und vergessen manches Mal das Gebet und den Dank. Aber sind sie denn schlimmer, müßiger und nichtiger, sind sie ein anderes, ausgespienes Geschlecht, ohne Würde, Wert und Wissen? In vielen Büchern verlautet viel Uebles von ihrer Oednis und Schnödheit, von der Armut und Enge ihrer Herzen, der Fruchtlosigkeit und Sünde ihrer Sinne, von der Kargheit und Blässe ihres Geistes und der Angst und Bleichnis ihrer Mienen, der Schwäche und Dürre ihrer Muskeln und Gelenke, dem trüben und unwahrhaftigen Glanz ihrer Augen, und so wohne keine Lauterkeit mehr in ihren Gedanken wie in ihrem Anblick und keine Macht mehr in ihrem Willen; und noch manches Böse mehr will man von ihnen wissen. Denn es sind Städter und Gottlose, sind Verdammte.

Aber ach, sieht man sie nicht beladen ihres Weges wandeln? Sie sind ja an ihrem Werke ebenfalls wie je; stammt nicht auch ihr Schweiß und Schmutz von Fleiß und Mühe?

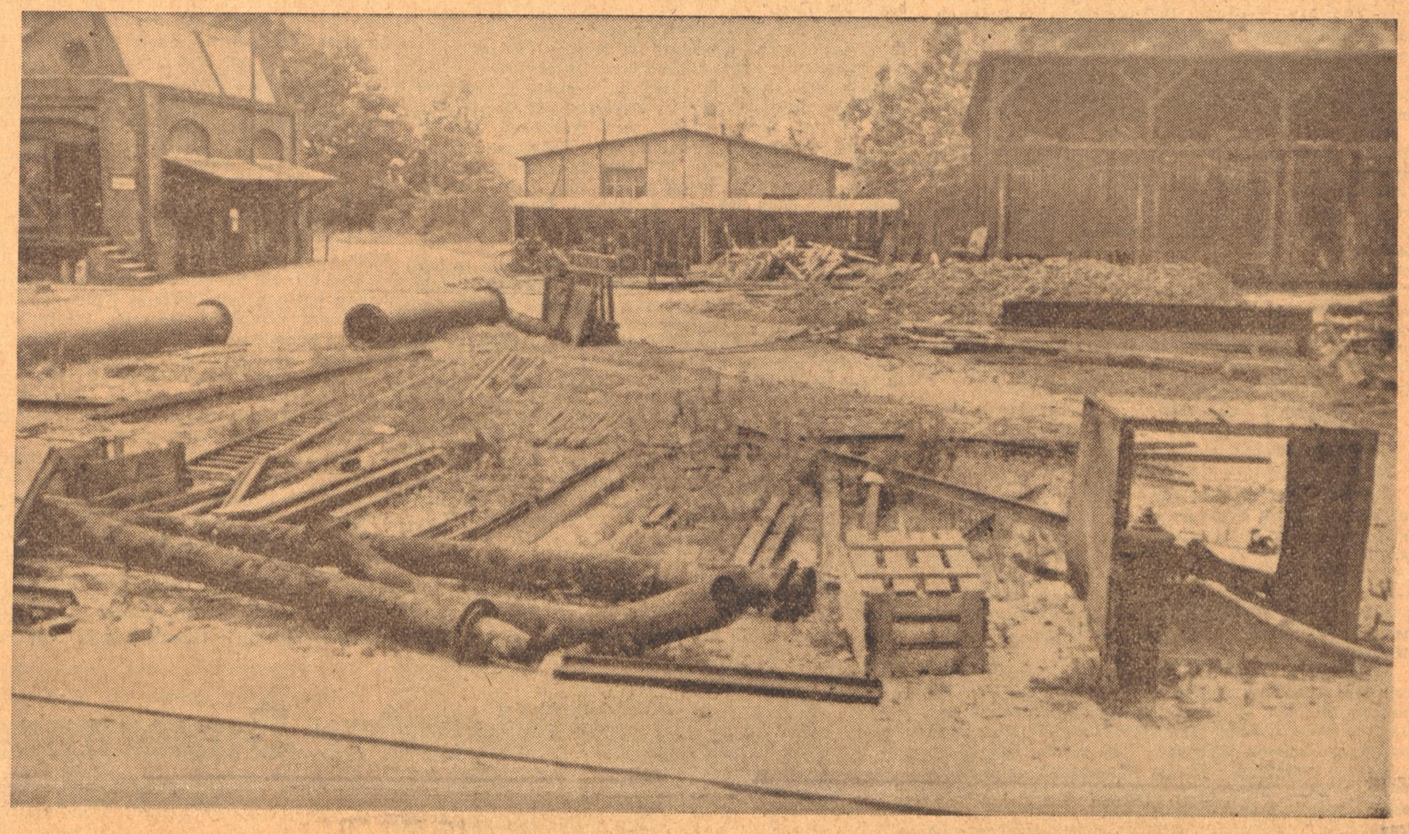
Nicht gleich unmittelbar freilich wie die Bauern stärkt und kräftigt, ermüdet und erfrischt sie die Erde, und unter ihren Schritten knirscht das Gestein des Pflasters, das ihre Straßen sauber macht und gangbar, wie sie selbst es einst hergerichtet haben zwischen den hohen Behausungen, als Wege und Straßen zur Arbeit und zurück von ihr. Denn des Morgens zu ihrer Zeit erheben ja auch sie sich, noch matt, vom Lager und bereiten sich rasch und nehmen hastig das frühe Mahl und eilen die Stiege hinab und sind geschwind auf dem Weg. Was sie auch ausüben, welche Fertigkeit sie erlernten und das Leben hindurch üben und vervollkommnen, wem sie auch dienen, sie sind Morgen für Morgen zur Stunde an ihrem Platz und beginnen willig ihre Verrichtung.

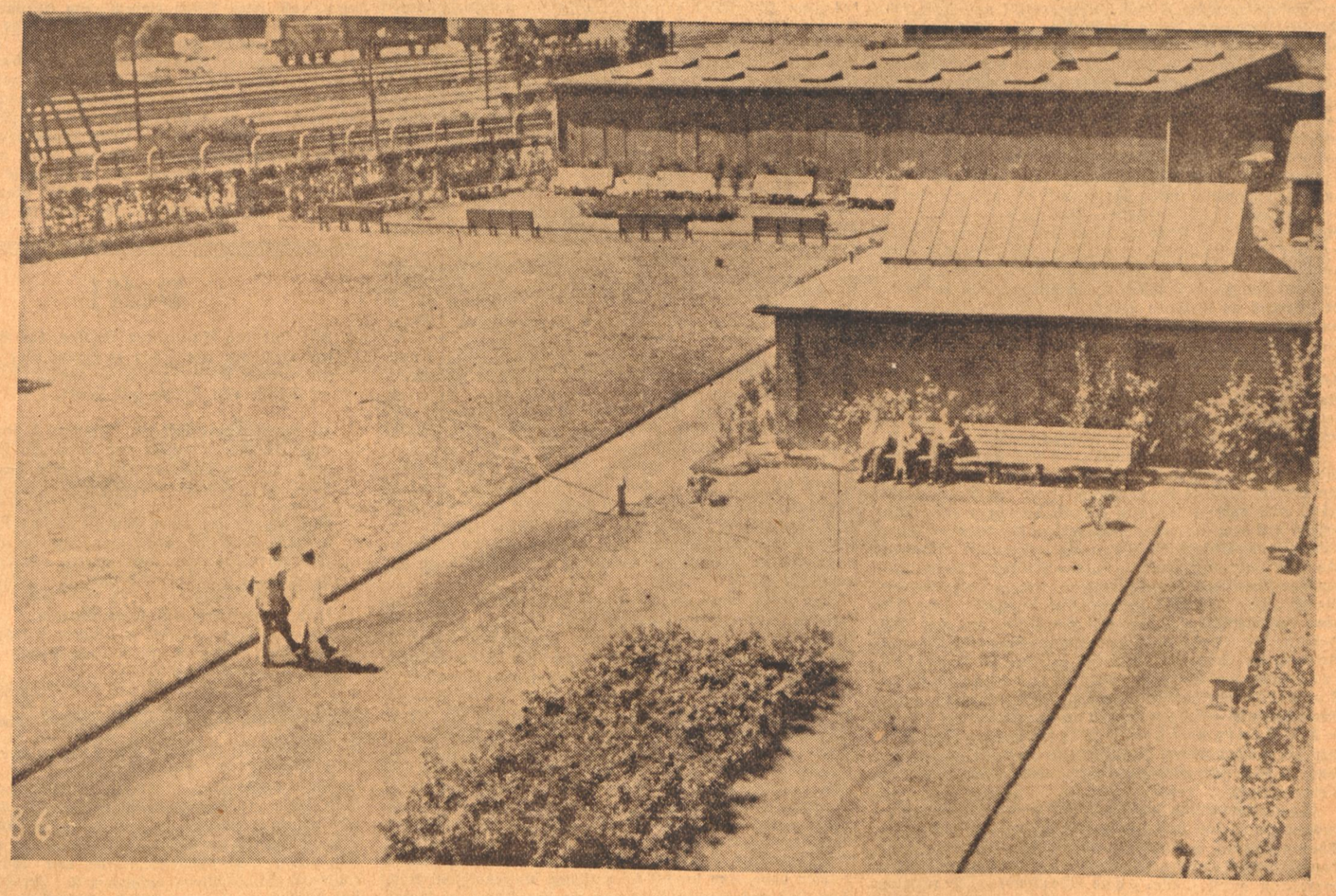
Sie stellen einzeln oder in langer, schwieriger Reihe und Zusammenarbeit dies und jenes her zum Gebrauch und Genuß für andere, zum Beispiel für den Betrieb und die Erleichterung der Landbevölkerung, wahre Wunder von Maschinen, oder auch kunstfertige Gegenstände, und sie sorgen für die Ordnung des Gesamten, kundig des Rechnens und Verwaltens, für Recht und Gesundheit, bewandert in den Satzungen und den Heilmitteln, oder sie betreiben den fördernden Handel im Wechsel der Erzeugnisse von Stadt und Land, mit Gewinn und zum Frommen aller zugleich.

Woran auch immer, tätig sind ihre Hände oder Geister ohne Unterlaß und so angestrengt, daß sie der kleinen Pausen bedürfen in ihrem Stundenplan, so mühevoll, daß ihnen der frühere Feierabend wieder zur rechten Stunde kommt, daß auch sie mit Sonnenuntergang von Erschöpfung und Schlaf übermannt werden. Und so sind sie weit gebeugter auf dem umdämmerten Heimweg, nicht sonderlich gebräunt und durchlüftet womöglich, doch auch sie ergraut gegen Abend und bereits umnachtet von Schwäche und gerinnendem Schweiß, und voll Durst und Hunger auch wie irgendwer, wenn sie sich zum Mittag- oder Abendessen setzen und sinken lassen. Und auch sie finden daheim Enge und eine ebenso müde Frau vor und grüßen ohne viel Umstände und nehmen gleichwohl vielleicht das jüngste ihrer Kinder auf den Schoß und streicheln es einmal. Sie haben lange Stunden die Augen mit hellem Glanz offen gehalten und für ihre Mühe angespannt und blinzeln vielleicht wirklich nun in trüberem Glanz. Sie legen nun ihre Last ab und werden nicht viel leichter darum, noch während sie sitzen und gar schon liegen, schmerzen ihnen die Knie so merkwürdig. Aber es kann ja sein, daß die Muße sie nun doch bald erfrischt und aufrichtet, ihnen ein Gelüste gönnt zu irgendeiner häuslichen Bastelei, zu einiger Hilfe für die Frau, zu einem jugendlichen Anflug von Spielfreude mit den Kindern, zu einem gütlichen Blick in ein Buch oder mindestens zu dösendem Verweilen bei der Zeitung und am Lautsprecher. Und sieht man sie nicht wahrhaftig oft genug hinsinnen an irgend etwas, wozu wenig Worte zu machen sind?

Doch wenn sich um etwas anderes Licht und Helligkeit über ihre Züge breitet, vielleicht sogar hie und da ein Lächeln, so kann das eine große Sache in einem kleinen Zimmer sein, von Nutzen und Lust für alle Anwesenden, wie wenn geradezu am Himmel selbst etwas Besonderes vor sich ginge. Ja, manche wandern auch noch ein wenig vor die Tür, manche gar vor die Tore, wo etwa winzige Gärten ihren Sinn und ihre Kraft beschäftigen. Manche tun anderes, und alles sei ihnen recht und billig, wenn sie vor der Nacht noch allerlei städtische Zerstreuung suchen, in Kinos und musikerfüllten Vergnügungsstätten die Jüngeren, die Aelteren wohl eher bei etlichem Getränke. Sie pflegen auch einigen Umgang mit den Mitmenschen und sprechen sich über vieles aus, was einer allein kaum immer verstünde; auch mögen sie einander ihr Leid klagen und ihre Lust mitteilen. Denn in ihrem Umkreis geschieht in einem fort alles mögliche, die Liebe, der Haß, die Not und der Tod treiben überall ihr unberechenbares Wesen, aber manchmal erringt man auch einen oder den anderen Vorteil und genießt ihn nach bestem Wissen und Gewissen. Ach, es läßt sich ja nicht entfernt allgemein untersuchen und sagen, wie es diesen Abermillionen in ihrem täglichen und ihrem ganzen Dasein ergeht, was sie treiben, gewinnen und verlieren, und wie es unter ihnen mit Glück und Unheil bestellt ist. Fast alle sind übrigens irgendwann einmal vom Lande und Bauerntum hergekommen, auch ihre Sippe ist hundert und tausend Geschlechter alt und von Gott oder dem Teufel auf den Plan gerufen.

Wer aber wäre von Gott oder dem Teufel, oder aber aus eigener Machtvollkommenheit so hochgesetzt unter den Menschen, daß er es wagen dürfte, eine halbe Menschheit zu verdammen und zu verhöhnen!





Ein Fabrikhof wie tausend andere, eingeschlossen von Werkhallen, Schuppen und einer hohen Backsteinmauer. Längs der Mauer ist der Gerümpelplatz des Werkes: leere Bottiche, Blechtonnen, zerbrochene Eisenrohre, Draht und anderes verrostetes Altmaterial hat man hier zusammengetragen. In dieser freudlosen, düsteren Umgebung sollen die Menschen, die hier schaffen, ihr Mittagsmahl einnehmen, eine leere Tonne gilt als gute Sitzgelegenheit. Keine Luft, wenig Licht und viel Schmutz und Staub. Hier müssen wir helfen! Der werktätige Mensch, dessen Mittagsmahl nicht an irgend einem Tisch serviert ist, hat das Recht, eine Umgebung als Stätte zu haben, in der er seine kurze Ruhepause würdig ausnützen kann. Und der deutsche Arbeiter ist bereit sich diese Stätte selbst zu gestalten.

Alter Kulturboden am Hochgestade des Rheins

Von Eugen Singer

Wir wollen eine Wanderung unternehmen, die uns von Daxlanden bis Durmersheim führt, am Hochufer des Rheines entlang, um einen Landstrich kennen zu lernen, der seiner eigenen landschaftlichen Reize und besonderen Geschichte nicht entbehrt.

Daxlanden kennen wir alle, da auf dem Wege nach Rappenwört wir mitten hindurch ziehen. Und doch ist es nicht das erste, alte Dorf Daxlanden, durch das wir wandern, sondern der dritte Ort dieses Namens. Das erste Daxlanden lag viel weiter südlich, etwa an der Stelle, wo heute das Gewann Mordheck sich ausbreitet und ein uralter Bildstock steht mit der Inschrift „Errichtet von dem Gerichte". Das zweite Daxlanden stand auf den Gewannen Legerteiler und Buckeläckern.

Mit Dachs und Land oder Landen hat der Ortsname Dachslanden nichts zu tun. In alten Urkunden vom Jahre 1221, 1231 und 1234 wird das Dorf Dachslar und Daheslar genannt. Die Ortsbezeichnung enthält in der ersten Silbe den Namen des Besitzers des ersten Hofes an dieser Stelle, nämlich „Daho" und in der zweiten Silbe „lar", das Wohnsitz oder Wohnort bedeutet und verwandt ist mit dem althochdeutschen „gilari" = Wohnort oder auch Weideplatz. Wir finden dieses „lar" noch in Lahr, Lohr, Goslar, Fritzlar. Alles sehr alte Orte.

Daxlanden hat wohl durch die am 1. 1. 1910 erfolgte Eingemeindung viel gewonnen, noch mehr aber durch die Schaffung des Rheinstrandbades Rappenwört und vor allem durch die Bodenverbesserung in letzter Zeit. Es hat sich zu einem schmucken Vorort Karlsruhes aufgeschwungen. Einzelne Fachwerkhäuser in Daxlanden darf man ruhig zu den schönsten in der ganzen Hardt rechnen. So steht verborgen unter meist neueren Häusergruppen, von Wenigen beachtet, ein altes Fachwerkhaus im Goldgrundweg. Treten wir hin vor das altehrwürdige Bauernhaus, das in den warmen Farben seines Holzwerkes und den schönen Schnitzereiarbeiten so ansprechend auf uns wirkt, so werden wir unwillkürlich an die Worte von Stauffachers Weib im Tell erinnert:

„Da steht Dein Haus, reich wie ein Edelsitz,
von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt
von vielen Fenster glänzt es wohnlich hell." —

Es war früher die Herberge der Flößer. Vom Garten aus hat man einen einzig schönen Blick hinüber nach den duftigen, blauen Schwarzwaldbergen, nach den Rheinwaldungen, davor sich die obstbaumbestandenen Ackerfluren ausdehnen. Es ist ein herrliches Bild, so recht geeignet, uns zu zeigen, wie schön unsere Heimat in ihrer lieblichen Einfachheit ist. Deutsches Wesen strömt uns aus dieser Landschaft zu, Kraft, Schönheit, Würde, Fleiß und Genügsamkeit.

So wandern wir hinein in dieses gottgesegnete Land, aufwärts, dem Dammweg entlang, bis zu dem schon erwähnten Bildstock. Hier an der großen Einbuchtung war der erste Standort Daxlandens. An der Stelle brach jenes furchtbare Ereignis über das Dorf herein, das seinen Untergang herbeiführte. In der Nacht vom 5. auf 6. März 1651 zerriß der Rhein zwischen Forchheim und Neuburgweier den Damm und nahm alles mit, was sich ihm entgegenstellte. Der Strom schwemmte sämtliche Häuser und die Kirche weg und begrub sie in seinen Fluten. Aus dem Friedhof wurden die Särge hinweggespült und über 700 Morgen Feld und Wald brachen in die Wassermassen (vgl. Akten im Generallandesarchiv conv. 5 betr. Kirchenbaulichkeiten). Im Laufe der Jahre brachen immer noch große Stücke vom Hochufer ab und fielen in die sumpfige Rheinniederung. In letzter Zeit wurde nun das Hochufer an dieser Stelle neu befestigt und das Vorland entsumpft. Es wurden neue Gräben gezogen und der alte Federbach, der dicht am Hochgestade vorbeifließt durch Ausbaggerung tiefer gelegt, so daß die Aecker und Wiesen jetzt nicht mehr unter ständiger Nässe und gänzlicher Versumpfung zu leiden haben. Was hier an Arbeit geleistet wurde, muß jeder erkennen, der weiß wie es vorher hier ausgesehen hat. Die Wirtschaftlichkeit des umfangreichen und noch nicht abgeschlossenen Unternehmens liegt auf der Hand. Auf der einen Seite wurde der weitere Verlust an Gelände verhindert, andererseits Grund und Boden verbessert und landwirtschaftlicher Nutzung zugänglich gemacht. Das gleiche geschah eine kleine Strecke weiter oben ebenfalls im Bereiche des Federbachs. Ueberall ein Schaffen und Wirken fleißiger Hände zum Wohle der Gesamtheit, getreu der Parole des Reichsstatthalters der badischen Westmark, daß kein Quadratmeter Boden ungenützt liegen bleiben darf.

Hier auf der kleinen Anhöhe, wo das Gewann Kirchbühl sich ausdehnt, wollen wir ein wenig verweilen. Gegen Süden, versteckt hinter Bäume liegt das Dorf Forchheim, eine richtige Urstätte der Siedelungen am Hochgestade auf dem der frühe germanische Getreidebau seine Pflege fand. Unsere Vorfahren betrieben den Ackerbau schon seit Jahrtausenden wie Gustav Kossina, der Begründer der Deutschen Vorgeschichte in seinem bedeutenden Werke „Altgermanische Kulturhöhe" nachweist. So hat schon der römische Feldherr Cäsar das Rheintal vor 2000 Jahren bei seinem Zug zur Entscheidungsschlacht mit Ariovist, im Jahre 58 vor Chr., gesehen. „Planities erat magna" = vor uns lag eine große Ebene. Es war damals Sommer — Mitte Juli und die Getreideernte — „jam matura metus in agris" = die Ernte auf den Feldern war reif. Und was für Felder waren dies, die nicht nur den Germanen sondern auch noch dem großen römischen Heere Nahrung bieten mußte.

Eigenartig muten uns die ständig wechselnden Einbuchtungen in das Hochgestade und die wieder weit in die Rheinniederung vorspringenden Landzungen an. Diese Landbildung stammt noch aus den Zeiten vor der Rheinkorrektion durch Tulla. Wie Daxlanden, Forchheim, Mörsch, Bickesheim und Durmersheim haben auch die Orte Knielingen, Eggenstein, Leopoldshafen und Linkenheim genau dieselbe Lage. Dieser eigentümlichen Formbildung des Hochgestades muß ein noch nicht völlig geklärtes Naturgesetz zugrunde liegen. Es mag die Ursache darin zu suchen sein, daß auf der Strecke abwärts Basel der Strom von jeher gegen das badische Ufer härter andrängte.

Gewann Kirchbühl

Bevor wir nun weiterziehen, wollen wir uns auf der kleinen Anhöhe etwas umsehen, denn hier soll nach den Feststellungen verschiedener Geschichtsforscher in alten Zeiten eine Thingstätte sich befunden haben. Wilhelm Teudt, der bekannte Forscher germanischer Geschichte, sagt in seinem berühmten Werke „Germanische Heiligtümer", daß jede größere Siedlung unserer religiös ver-anlagten Vorfahren ihr Ortsheiligtum, ihren heiligen Hain nebst Thingplatz hatte. Zu achten ist beim Feststellen alter Thingstätten auf die Gestaltung der Wege, die alten verlassenen Kirchen und Friedhofplätze. Hier beim Gewann Kirchbühl haben wir es mit einem ehemaligen Kirchplatz zu tun. Bei Einführung des Christentums und Verbreitung durch die Franken hat man auf solchen Thingplätzen oft Kirchen oder Kapellen errichtet, zur Sühne und Entgreuelung von Orten der germanischen Kultus. Nach Teudt war man bei der Unterwerfung Germaniens unter die Kirche einer Anordnung gehorsam bis auf den Buchstaben und deckte sich mit ihr die 5. Mose 12, 2 und 3, da geschrieben steht: „Zerstört alle Orte, da die Heiden ihren Göttern gedient haben, sei es auf hohen Bergen, auf Hügeln oder unter Bäumen und reißt um ihre Altäre, zerbrecht ihre Säulen und verbrennt mit Feuer ihre Haine und die Bilder ihrer Götter, tut ab und vertilgt ihren Namen aus demselben Orte."

Im 11. Jahrhundert wird eine Thingstätte hier erstmals genannt, da als Graf im Uffgau, Anselm, Graf von Vorechheim urkundlich erscheint (in comitatu Vorechheim in pago Uffgowi). Forchheim, ehemals Vorechheim im Uffgau war von altersher der Gerichtssitz der Grafen vom Uffgau. Man vermutet, daß Forchheim derselbe Ort sei, wo Herzog Rudolph von Zähringen wider Kaiser Heinrich im Jahre 1057 zum Gegenkaiser gewählt wurde. Wenn die Sprachforscher auf dem richtigen Wege sind, dann soll der Ortsname Forchheim eine Stelle bedeuten, an dem viele Föhren stehen (forha, forcha = althochdeutsch Föhre, Kiefer).

Reste des alten Grafenschlosses vermutet man in den mächtigen Kellergewölben und in den großen Licht- und Luftschächten des Gasthauses zum „goldenen Adler", das in der Nähe der Pfarrkirche steht. Auch die tief im Boden steckenden Fundamente, auf der die Hofmauer aufsitzt, gelten als alte Mauerteile des Schlosses. Forchheim ist ohne Zweifel eine sehr alte Siedlungsstätte. Gewannnamen wie Radäcker, Wocken, hohe Straße, Heidenäcker und die ostwärts im Walde nach Ettlingen ziehenden Römerstraßen beweisen dies hauptsächlich. Es wäre überdies eine außerordentlich dankbare, aber auch stachelige Aufgabe, die ganz sonderbar lautenden Flurnamen der Gemarkungen Forchheims, Mörschs, Bickesheims und Durmersheims zu erklären und zu deuton.

Dorfschicksal

Wir wandern nun am Rande des Hochgestades weiter über den sogenannten Rheinberg, die Bergstraße abwärts am goldenen Adler vorbei, wo die Reste der Gaugrafenburg zu sehen sind. In einer guten halben Stunde **erreichen wir Mörsch. Auf dem Weg dahin haben wir** einen schönen freien Blick über die weite Rheinniederung mit den Dörfern Würmersheim, Au und Neuburgweier bis zu den Vogesen und diesseits des Rheins nach den Bergen des nördlichen Schwarzwalds vom Eichelberg bis zum Turmberg. Es sind ganz prächtige Landschaftsbilder. Es ist auch nicht von ungefähr, daß sehr berühmte Landschaftsmaler wie J. W. Schirmer, Hoffmeister, W. Frey, Schmitt und andere an diesem Hochgestade und in der Rheinniederung ihre schönsten Motive genommen haben. Lieblich im lichten Rheinwald eingebettet liegt das Dorf Neuburgweier. Schon einmal im Jahre 1570 brach der Rhein zwischen Neuburg und Neuburgweier durch und trennte beide Ortschaften voneinander. Das Mutterdorf Neuburg liegt heute in der Pfalz, das Filialdorf im Badischen. Infolge der ständigen Ueberflutungen sind manche Dörfer und Höfe der Rheinniederung im Laufe der Jahrhunderte gänzlich verschwunden. So das Dorf Hochstadt bei Daxlanden, das Dorf Hithelinhofen bei Mörsch, heute der Hiltinger Grund, das Dorf Bremehe, heute der Bremengrund bei Au a. Rh. Nach Kriegers topographischem Wörterbuch sind es 17 Dörfer, die im Gebiet der badischen Westmark gelegen haben. Es ist von ihnen nichts mehr übrig geblieben, als die Namen, die verändert in den Flurbezeichnungen zu finden sind.

Der Ortsname Mörsch selbst bedeutet Moor oder Sumpf (marisc.) Sprachforscher behaupten, daß die Franken das Wort mers, mersch, mersche aus der niederdeutschen Heimat mitgebracht haben und das eine moorige, sumpfige Landschaft bezeichnet. In alten Urkunden vom Jahre 940, 1156 und 1259 heißt der Ort, Merisfe, Mersge, 1281 dann Mersch, aus dem unser heutiges Mörsch entstand. Auch hier sprechen Gelegenheitskunde, ein römischer Steintisch, ein Viergötteraltar, Tongefäße und anderer Gegenstände für ein viel höheres Alter.

Das Wichtigste aber, das Mörsch überhaupt aufzuweisen hat, ist der Gewanname Stahlbühel. Hier, an der Gemarkungsgrenze, gegen Bickesheim zu, haben wir ganz bestimmt eine uralte Thingstätte oder wie sie in alten Urkunden genannt wird „Dincstatt" (quod vulgariter dicitur dinesatt) zu suchen.

Auch hier auf der Gemarkung Mörsch stoßen wir allenthalben auf ganz merkwürdige Flur- und Gewannamen, wie Legel, Schattäcker, Bashelde, Leisbuckel, Gierle und andere. Auffallend ist hier, zwischen Mörsch und Durmersheim, der große Wasserreichtum in der Niederung.

Nachdem wir das große Eck, so wird der spitzwinklige Vorsprung des Hochgestades in die Rheinniederung genannt, überquert haben, erreichen wir Bickesheim, das mit Durmersheim vereinigt ist.

Es war in der Osterwoche vor zwei Jahren, da grub man unterhalb der Bickesheimer Kirche beim Ausbaggern des Federbachs, der unmittelbar am Hochgestade vorbeifließt, an seinem rechten Ufer mehrere altgermanische Einbäume aus. Eines der Boote zerbrach in der Mitte, da man es mit einem Flaschenzug aus dem Schlick- und Kiesboden herausheben wollte. Bei den andern vier Einbäumen war man vorsichtiger und legte die Boote völlig frei. Die Funde stellten sich als altgermanische Einbäume heraus, wie sie etwa vor mehr als **2000 Jahren bei unseren Vorfahren im Gebrauch waren.** Die Boote hatten etwa eine Länge von 7 bis 8 Metern, eine Breite von über einem Meter, waren aus einem Baumstamm gearbeitet und noch vollständig erhalten, stahlhart und schwarzgrau. Der Verfasser dieser Arbeit sah die Einbäume nach der Ausgrabung. Man muß geradezu staunen über die Kunstfertigkeit unserer Vorfahren, die mit ganz einfachen Werkzeugen derartige Schiffe herstellten. Die Einbäume sind im Rastatter Heimatmuseum untergebracht. Warum die fünf Einbäume gerade hier gefunden wurden? Man vermutet da die Landungsstelle zu einem heiligen Orte unserer Vorfahren, und vielleicht ist J. B. Trenkle in seinen Beiträgen zur Karlsruher Geschichte und Umgebung auf der richtigen Spur, wenn er bei der Beschreibung der Bickesheimer Wallfahrtskirche von dem Gnadenbilde in Bickesheim sagt: „Dieses Bildstück, wie es ursprünglich zu sehen war, hat offenbar der althergebrachten Form eines christlichen Bildes nicht entsprochen.. Die sitzende weibliche Figur mit einer Kornblume weist eher auf eine germanische Flurgöttin hin, wie sie oft dargestellt ist." Die Holzschnitzkunst der Germanen ist uns reichlich vor allem aus dem skandinavischen Norden erhalten, wie es bei dem Waldreichtum Altgermaniens entsprach. Die wunderbaren Schnitzereien an den Fachwerkbauten mancher Hardtorte sind nichts anderes als übernommene Bauweise unserer Vorväter.

Die Kapelle in Bickesheim soll nämlich schon im 5. Jahrhundert bestanden haben, wie überdies einwandfrei nachgewiesen ist. Der Ortsname Bickesheim bedeutet Heim des Bugin und wird im Jahre 965 erstmals als Bugenesheim in Urkunden des Klosters Weißenburg genannt. Das Dorf oder die Siedelung Bickesheim muß aber bedeutend früher bestanden haben, denn sowohl von Bickesheim als auch von Durmersheim (als Thuremaresheim im Jahre 991 zum ersten Male ebenfalls in Urkunden des Klosters Weißenburg genannt), zogen Römerstraßen nach Osten, Ettlingen zu, und nach Westen hinüber nach Lauterburg. Welche und wieviele Völkerstämme mögen hier auf dieser uralten Talstraße dahingezogen sein, an dieser uralten Kultstätte vorbei, ganz in der Nähe des Rheines, der ja unmittelbar am Hochgestade vorbeifloß. Man kann sich auch eine Landschaft kaum mehr als echt deutsch vorstellen, als gerade diese hier zu beiden Seiten des Rheinstromes, die Atmosphäre einer uralten Kultur zurückrufend und von der Hans von Schubert, der berühmte Heidelberger Historiker, sagt: „Gibt es etwas durch Geschichte und Natur enger Verbundenes, als dies mächtige fruchtbare Rheintal, da alemannisch-fränkischer Laut hüben und drüben sich grüßt, da der Rheinstrom nur wie die Grundlinie einer gemeinsamen zusammengeschlossenen Volkseinheit erscheint, nicht aber, wie der Trennungsstrich zweier Welten."

Wer nun wie wir ein Stück der oberrheinischen Ebene durchwandert, der freut sich nicht nur an den herrlichen Rheinwäldern und duftigen Blau der Berge zu beiden Seiten des Rheintales, ihm belebt sich der gesegnete Gau, wenn er im Geiste alle die Wandlungen, die er als Grenzland durch viele Jahrhunderte durchgemacht hat, überblickt, und er empfindet im innersten Herzen, daß dieses Land **von altersher ein Boden deutscher Kultur gewesen ist.**

Adam Müller, der Bauernprophet von Maisbach

Von G. A. Schott

Dort, wo sich das Bergmassiv des südlichen Odenwaldes zum Hügelland herabsenkt und ein prächtiger Buchenwald mählich dem Ackerland weicht, liegt der kleine Weiler Maisbach, idyllisch in eine flache Talmulde eingebettet. Ein kleiner Flecken nur, über dem stets eine feiertägliche Stille ausgebreitet scheint, obgleich er keine Kirche hat, die einen Feiertag zu künden vermöchte.

Dieser Ort ist für besinnliche Menschen, die ihre Gedanken einmal nur um Blut und Boden kreisen lassen wollen, wie geschaffen. Es mutet uns daher fast wie ein schicksalhafter Zwang an, daß in diesem Flecken einst ein Mann geboren wurde, der mit übernatürlichem Seherblick die weltgeschichtlichen Ereignisse um die Wende des 18. Jahrhunderts vorausdeutete: Johann Adam Müller, der Maisbacher Bauernprophet. —

Wenn wir der seltsamen Lebensgeschichte dieses noch seltsameren Menschen nachspüren wollen, dann müssen wir zunächst einmal in den vergilbten Blättern eines alten Pfarrbuches von Maisbach herumstöbern. Dort finden wir unterm 9. Dezember 1832 den bemerkenswerten Todeseintrag des Bauersmannes Adam Müller mit dem schmeichelhaften Vermerk: „Der berühmte Prophet". Wir könnten uns, von dem aufschlußreichen Hinweis ausgehend, aus den mündlichen Ueberlieferungen der Dorfbewohner weitere Einzelheiten zu einem Lebensbild sammeln. Da fällt uns eine kleine Selbstbiographie Müllers in die Hände, die uns über alles Antwort gibt. Sie ist im Jahr 1816 in Heidelberg veröffentlicht worden und hatte wahrscheinlich einen Geistlichen zum Bearbeiter; denn Adam Müller hat seine Lebensgeschichte an stillen Winterabenden nur in fragmentarischen Sätzen aufgezeichnet. Hören wir also, was er von sich selbst zu berichten weiß:

Im Jahr 1770 geboren, verrät Adam Müller schon in jungen Jahren übernatürliche Gaben: als 13jähriger Knirps muß er draußen auf dem fruchtbaren Ackerfeld am Tage nach dem Pfingstfest dringende Feldarbeiten besorgen. Plötzlich bringen ihm jammernde Verwandte die herbe Botschaft, daß vor knapp einer halben Stunde der Vater in die Ewigkeit abgerufen worden ist. Heulend folgt der Bub ins Elternhaus, wo man den toten Vater gerade in das Leichenhemd legen will. In fassungslosem Schmerz stürzt er über den leblosen Körper und fleht zu Gott, er möge ihm den Vater doch noch wenigstens 4 Jahre am Leben erhalten. Der Tote kehrt ins Leben zurück und lebt auf den Tag 4 weitere Jahre. Müller berichtet uns dies ausführlich aus seiner Jugendzeit und bekennt stolz, daß er schon mit 13 Jahren die ganze Bibel gelesen habe, eine beachtliche Leistung für jene Zeit. Nach dem Tod des Vaters siedelt er zu der Schwester seiner Mutter nach Meckesheim über, bei der er mehrere Jahre lang als Knecht dient. Hier erwirbt er so viel, daß er einen bescheidenen Haushalt mit der Erbin des Maisbacher Hofes gründen kann. Inzwischen hat er die Grenze des 30. Lebensjahres überschritten. Wegen der knappen Notjahre bleibt der Jungbauer an Sonntagen bei seinem Weib zu Hause und vertieft sich immer mehr in die Bibel, die er grübelnd durchforscht. Andere Bücher konnte er sich nicht leisten, obgleich er zeitlebens ein Grübler blieb. Namentlich während der langen Winterabende hat er Muße seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Kein Wunder, daß seine mystischen Fähigkeiten gerade in dieser Zeit besonders wach sind und sich immer stärker äußern.

Um die Neujahrswende 1804/05 schreckt ihn eine visionäre Gestalt aus dem besten Schlaf und führt ihn ans Fenster. Auf der Dorfstraße sieht er einen gewaltigen Heerestroß nach Osten ziehen. Am nächsten Morgen trifft er bei der Neujahrsgratulation einige Dorfgenossen, die sich gerade über die Weltpolitik unterhalten. Harmlos plaudert Müller, daß er den bevorstehenden Heereszug Frankreichs nach Oesterreich gesehen habe. Der Sinnierer wird ausgelacht, in den nächsten Tagen noch mehr, als er nach einer weiteren Erscheinung behauptet, daß Oesterreich im Krieg gegen Frankreich bestimmt unterliegen werde. Uebers Jahr unterhält er sich wieder mit den Bauern und er kann sie darauf hinweisen, daß seine Weissagung gerade eingetroffen ist. Um die Neujahrszeit 1805/06 hört man im Dorf, daß in der Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember Oesterreich seine schwerste Niederlage erlitten hat.

Diese Bestätigung treibt ihn in seiner inneren Berufung dazu, die Sehergabe nunmehr als Berater und Warner zu verwerten, zumal im Jahr 1807 eine dritte Erscheinung ihn auffordert, dem König von Preußen und dem mit ihm verbündeten Kaiser von Rußland ihren weiteren Schicksalsweg aufzuzeigen. In der Nacht hat ihn wieder ein Traum auf langer Reise durch viele Städte und Dörfer nach Königsberg zum Preußenkönig geführt. Noch halb zaghaft frägt er am nächsten Morgen sein Weib, was sie wohl täte, wenn er ein Vierteljahr lang auf Reisen ginge. Mit Bedenken erklärt sie ihm, sie könne den Hof der kleinen Kinder wegen während dieser Zeit wohl nicht allein führen. Müller überlegt sich noch einmal die Reise. Sieben Nächte hindurch aber fordert die Erscheinung erneut und immer eindringlicher, er müsse nun endlich ins Hauptlager der beiden Fürsten abreisen. Alles Blut solle sonst über ihn kommen. Sein Entschluß steht nun fest, er wird zum Preußenkönig wandern, um ihn in den bevorstehenden Schicksalstagen zu ermuntern. Den Bauer Lämmler bittet er, in der Abwesenheit den Hof zu verwalten, für Weib und Kinder besorgt zu sein.

Ein paar Semmel, etwas Fleisch und 24 Kreuzer ist alles, was er mit auf die Wanderschaft nimmt. Zu Fuß verläßt er den Heimatort. Wo er jeweils am Abend die Reise zur Rast unterbricht, gibt man dem seltsamen, in sich gekehrten Wandersmann mit dem bartlosen Gesicht aber üppigen Kraushaar, mit der kräftig vorspringenden Soldatennase und dem edelgeformten Mund bereitwillig kostenlose Unterkunft. Seltsam, des Nachts erhält er weitere Weisungen über den am nächsten Tag zurückzulegenden Weg. Einmal wird er in Pillau der Spionage verdächtig verhaftet, weil er keine Ausweispapiere bei sich trägt.

In Königsberg findet er sofort das Haus, das er zum großen Erstaunen der Verhörer als das von der Erscheinung bezeichnete erkennt. In der Umgebung des General Rüchel, der es bewohnt, trifft er u. a. auch Blücher. Den Generälen sagt er zwar, weshalb er nach Königsberg gekommen, verschweigt aber die geheimsten Weisungen, die ihm die Erscheinung erteilt hatte. Selbst der Königin gegenüber bleibt sein Mund verschlossen. Notgedrungen mußte man ihn schließlich doch beim König vorlassen, der sich gerade in Heiligenbeil aufhielt. Aus der Bibel zeigte Müller entsprechend den Weisungen den weiteren Schicksalsweg des Preußenkönigs auf, der ihn alsdann seinem Gefolge zuwies. Der einfache, verhaltene Bauersmann erregte selbst bei den abgehärteten Offizieren größte Bewunderung und bald mußte der Bauernprophet in allen vornehmen Häusern Memels die Bibel auslegen.

Aus seinem längeren Aufenthalt in Memel erzählt uns Müller, daß er dort mehrere Gesichte von kommenden kriegerischen Ereignissen gehabt habe. So sah er eine große Versammlung der Völker. Das von ihm ebenfalls geschaute große Feuer gen Sonnenaufgang war die Vorausdeutung des Brandes im Moskauer Kremel. Ein anderes Mal drückt ihm der Kriegsengel ein Schwert in die Hand mit der Weisung, daß dieses nicht eher in die Scheide kommen werde, bis die Welt umgestaltet sei.

Aus dem Vierteljahr, das Müller von zu Hause abwesend sein wollte, waren inzwischen anderthalb Jahre geworden. Als er nach Maisbach zurückkehrte, war der Ruf über die seltsame seherische Beratung der Fürsten und Hofkreise ihm schon vorausgeeilt. In Heidelberg, wo er sich der nahen Nachbarschaft seines Dorfes wegen oft aufhielt, wurde er von Hohen und Niederen aufgesucht und über ihren Schicksalsweg gefragt. Dort trifft er auch im Jahr 1815 den König von Preußen gelegentlich der Allianzverhandlungen in der alten Musenstadt. Auch zu jener Zeit hatte er politische Gesichte. So sah er die Schlacht von Waterloo deutlich voraus. Ja, er ist sogar in der Lage, am 13. Juni, also 2 Tage vor der weltenwendenden Schlacht, einem Adjutanten Blüchers die genaue Stelle zu bezeichnen, wo der blutige Entscheidungskampf seinen Auftakt nehmen sollte.

Adam Müller wurde 62 Jahre alt. Noch manche große Weltbegebenheit hat er in seinen ferneren Lebenstagen vorausgesagt. Aber den Bauern seines Heimatortes war er ein unbegreifliches Phänomen. teils mit Argwohn, teils mit Gespött heimlich beobachtet. Selten trifft das Sprichwort, daß der Prophet nichts in seinem Vaterland gelte, auf jemanden so treffend zu, wie auf Adam Müller. Wahrscheinlich hätte auch die Göttin Vergessenheit ihn längst in ihre Arme aufgenommen, wenn nicht der Dorfpfarrer von Nußloch und nicht zuletzt er selbst sich durch ein spannendes Büchlein ein bleibendes Denkmal gesetzt hätte.

Volk!

Wir sind der Bauer, der Denker, der Held,
das Herz der Maschinen in dröhnender Welt
und immer wieder zur Saat bestellt
im Schoße von Sonne und Wind.

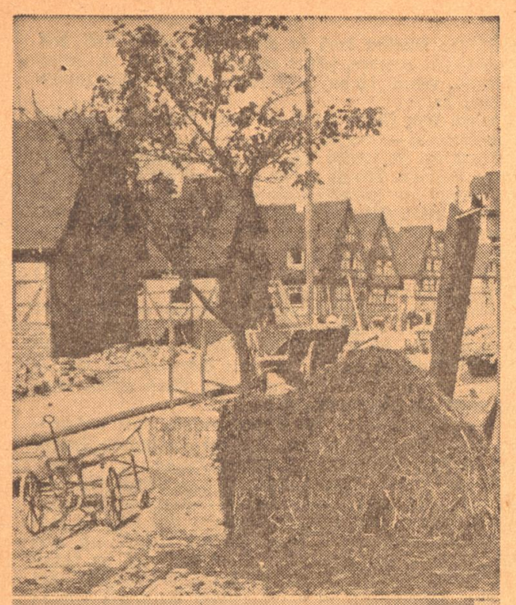
So wachsen wir auf und kommen daher
und sind von Glauben und Sehnsucht schwer
und sind von Brüdern ein einziges Heer
mit Vater, Mutter und Kind.

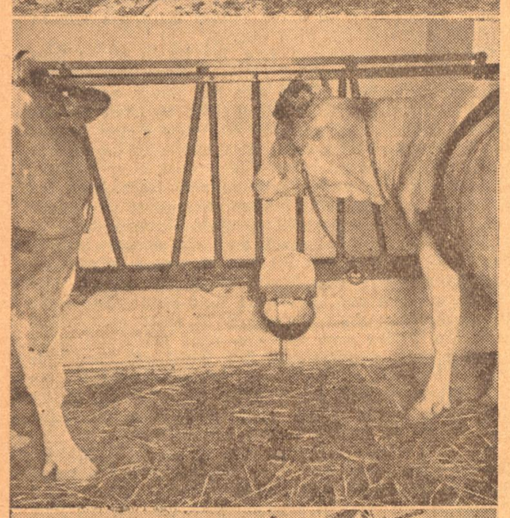
Wir kennen den Weg, den die Fahne führt,
hell trommelt ihr Tuch, vom Sturme gerührt,
und einer geht vor, zum Herzog gekürt,
so schreiten wir über die Zeit.

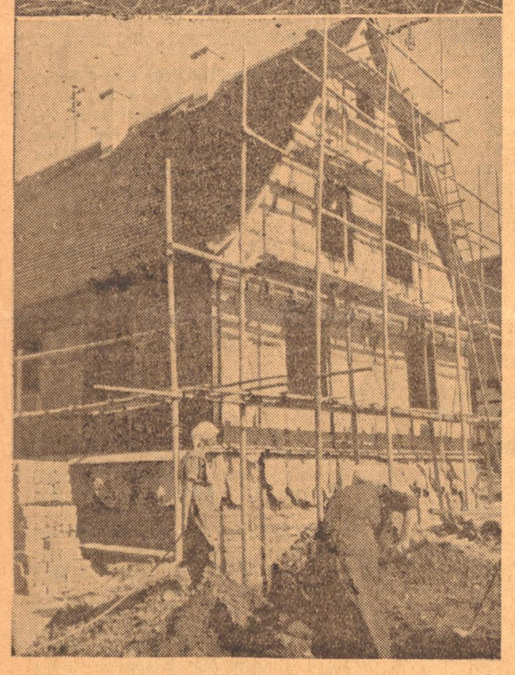
Und überwinden das letzte Gericht,
und siegen und sterben in unserer Pflicht
und Gott begegnet mit stolzem Gesicht
uns in der Unsterblichkeit.

Herbert Böhme

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

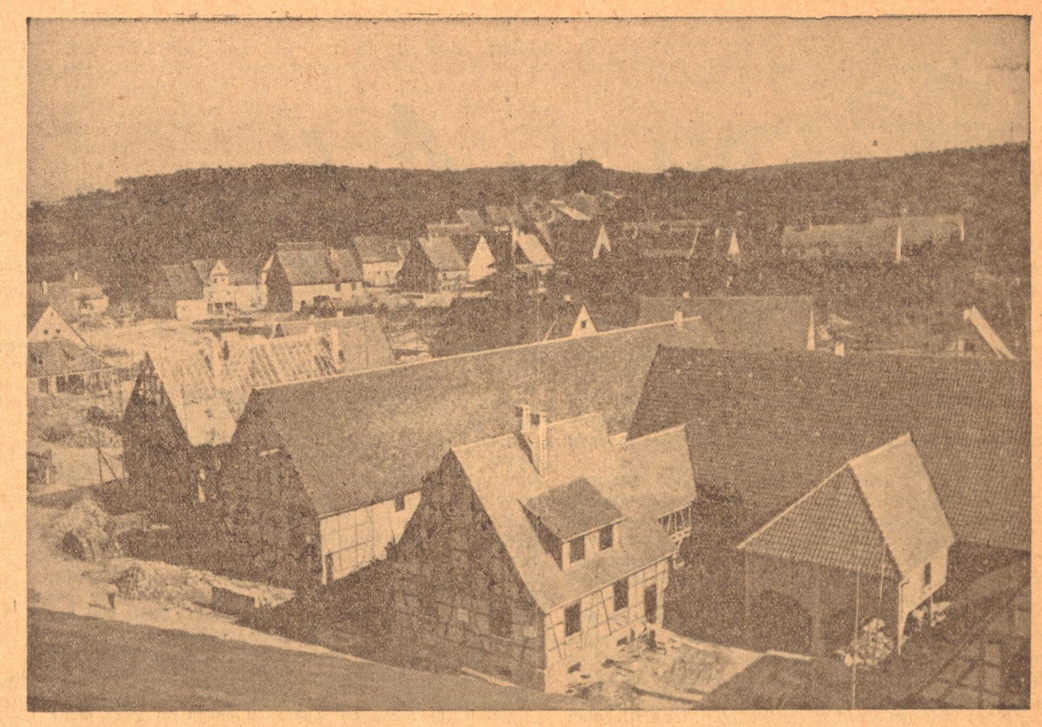






Blick in die Dorfstraße
Im neuerbauten Stall
Die Oeschelbronner helfen selbst mit

Oeschelbronn im Wiederaufbau



Das neue Oeschelbronn im Entstehen

Etwas über ein Jahr ist nun vergangen, seit durch eine der furchtbarsten Brandkatastrophen, die Baden je erlebte, ein ganzes dichtbewohntes Dorf zu einem einzigen Trümmerhaufen wurde. In stiller Arbeit ist inzwischen ein neues schöneres Oeschelbronn entstanden. Nach einem sorgfältigen Gesamtplan sind breitere Straßen, größere Grundstücke und schönere Häuser aus den Trümmern emporgewachsen, ein Musterdorf ist entstanden, das aufbauend auf dem alten guten alemannischen und fränkischen Baustil die hygienischen und technischen Vorzüge der Neuzeit mit den Erfahrungen einer tausendjährigen Vergangenheit verbindet. Unsere Bilder zeigen Ausschnitte aus dem großen mustergültigen Aufbauwerk.

Die ersten fertigen Häuser

Florian Geyers Tod

Von Hedwig Fischer

Mitten im untergehenden Bauernheer, in Feigheit und Lüge, in Not und Tod, reckt sich noch einmal eine Gestalt, ein Ritter, tapfer, kühn und treu: Florian Geyer.

Ueber Schwaben ist der Himmel vom Feuer rot, der Bauern Tod kommt nach Franken gezogen. Georg von Waldburg, der Truchseß, führt das Heer des Schwäbischen Bundes. Seinen Fähnlein geht keine gute Kunde voraus. Grausen ist sein Tritt, Schrecken seine Hand und Blut seine Spur.

Es ist nicht mehr ratsam, auf die zwölf Artikel zu schwören, der Bauer ist nicht mehr allmächtig. Herr Götz von Berlichingen weiß das. Oberster Feldhauptmann des Bauernheeres? Nein. Es wird alsgemach Zeit, sich wieder zu den Fürsten zu schlagen.

Wo sind die Gewaltigen Oberschwabens, in deren Köpfen es gärte wie junger Wein? Am Jüngsten Tage werden sie Mühe haben, ihre Fähnlein in Schlachtordnung zu stellen. Es war in ihrer Hand, den Truchseß zu vernichten in einer Nacht. Sie haben das Reich verraten mit Uneinigkeiten und Sonderbündeleien. Der Wein, der den Klöstern war, hat ihre Köpfe nicht heller gemacht und Plündern und Schlemmen stützt niemals die Ordnung im Heer.

Wo ist der helle christliche Haufe Württembergs? Erschossen, erschlagen, geviertеilt. Sie haben, das Bundesheer im Angesicht, sich um die Hauptmannschaft gestritten. Schwachheit kann das Schicksal verzeihen — Untreue nie.

Und nun rückt der Truchseß gen Würzburg. Am Morgen des Pfingstfestes sammelt Florian Geyer seine schwarze Schar und etliche andere Fähnlein. Es ist nun nicht mehr Zeit, da herumzuliegen, es müssen immer noch mehr als genug vor Würzburg bleiben. Bei Königshofen aber warten die Brüder auf Hilfe.

Die Sonne steht im weiten Feld und Florian Geyer ist voll Zuversicht und Mut. Aber als sie den Wald hinter sich lassen, sehen sie die Weite angefüllt mit Kriegsvolk; es ist kein Zweifel, es sind die Bündischen. Und gleichzeitig wird ihnen eine schreckliche Erkenntnis. Die Brüder, die sie zwischen sich und dem Truchseß wähnten, sind geschlagen und auseinandergesprengt.

Der Truchseß hat den Feind bemerkt, sein Heer kommt in Schlachtordnung, voraus die Rennfahnen und der verlorene Haufe und dahinter quillt es, die Masse des Heeres.

Florian Geyer begräbt die Pläne von Sieg und Erhebung, hier ist nicht viel mehr zu gewinnen als ein heißer Reitertod. Auch er stellt die Seinen in Schlachtordnung.

Die Bündischen rennen an, aber die schwarze Schar steht wie ein Fels. Aber Florian Geyers Schar ist nicht allein in der Wagenburg, es sind da noch andere, die mit vor Würzburg lagen. Die Wagenburg öffnet sich und unaufhaltsam dringt es daraus hervor, sie wollen fliehen, aber die Bündischen kennen keine Gnade.

Florian Geyer muß zurück. Fest zusammen schließen sich seine Getreuen. sie müssen Schloß Ingolstadt erreichen. Ein Kampf mit dem Tod ist dieser Zug. Die Gewalt der Bündischen rennt wieder gegen das Häuflein an. Sie werden abgewehrt und langsam gehen die Schwarzen rückwärts. Aber da und dort sinkt einer zu Boden, stößt noch im Fallen dem Gegner den Spieß in die Brust, aber langsam schmilzt die schwarze Schar. Eine breite Spur von Erschlagenen weist auf Ingolstadt.

Im Dorfe sammelu sie sich noch einmal zu einem wütenden Ausfall; die Uebermacht drängt sie in den Kirchhof, vom Kirchhof in die Kirche, aber sie wehren sich mit der letzten Verzweiflung. Da werfen die Bündischen den Brand in die Kirche. Und nun bietet sich den Angreifern ein grauenvolles Schauspiel. Aus Rauch und Flammen blitzen Schüsse, im Feuer sehen sie Gestalten taumeln, Flammen in Kleidern und Haaren, aber sie legen an und feuern, feuern, bis der letzte Schütze verbrannt ist.

Alle in der Kirche kommen um — Florian Geyer aber ist nicht dabei. Er hat mit dem Rest der schwarzen Schar Schloß Ingolstadt erreicht. Sie verrammeln das Tor und wieder rennen die Bündischen an. Ihre Geschütze reißen eine mächtige Bresche in die Mauer. Und dann kommt der Sturm. Aber auf der Mauer streitet der Tod. Sie wollen kein Mitleid, keine Gnade, sie wollen den Preis für das Leben, das ihnen noch ein paar Stunden zusteht. Und der Sturm wird abgeschlagen. Die Verluste der Bündischen sind ungeheuer.

Und wieder sind die Geschütze auf die Mauer gerichtet. Die drinnen schleifen im Angesicht des Todes Steine und Blöcke herbei, sie können den Untergang einen Augenblick aufhalten damit.

Und wieder kommt der Sturm. Die Bündischen kommen an die Mauer heran, es kommt ihnen nicht viel Widerstand daraus entgegen. Sie werden wohl zu End sein, die Schwarzen. Aber hinter der Mauer ist es leer und hinter der Leere ist eine zweite Mauer. Und wieder hebt ein Ringen an Spieß um Spieß und Mann um Mann, und wieder müssen die Bündischen zurück.

In roter Wut richten sie ihre Geschütze auf die zweite Mauer. Dahinter wartet Florian Geyer mit den Seinen. Was nun kommt ist das Ende. Stück um Stück der Mauer kracht herunter. Sie sehen's, es ist nicht gut zu warten, wenn schon gestorben sein muß. Einen anderen Kampf hat Florian Geyer gemeint zu kämpfen für des Volkes Sache. Nun ist es so gekommen. Er hat keine Schuld daran, es kann keiner gefunden werden im Bauernheer, der lauterer und tapferer ist als er. Sie haben sich aus eigener Not erhoben, er hat es um der Gerechtigkeit willen getan, er hat Edelsitz und Gut verlassen, um ihnen zu helfen. Nicht weit von da wartet die liebste Frau auf ihn. Wer viel wagt, hat viel zu verlieren. Ein Leben ist nicht viel im Kampf, in einem Augenblick kann es verloren sein. Und doch ist viel, dieser heiße pulsende Quell, es ist alles. Alles und nichts.

Und nun kommt der dritte Sturm. Es ist ein grausig, fürchterlich Ringen hinter jedem Gemäuer, hinter jedem Stein. Zehn Angreifer kommen auf einen der schwarzen Schar. Nie, während des ganzen Krieges ist mit solchem Grimm und mit solcher Todeswut gekämpft worden.

Aber langsam sinkt Mann um Mann der schwarzen Schar. Umringt von Feinden allein, zu zweien, zu dreien. Hinunter in den Schloßkeller springt ein Teil und kämpft von dort aus weiter.

Brennende Strohbündel werfen die Angreifer hinunter und ein Pulverfaß — und dann ist alles aus. Entsetzlich die Leichen, die da durcheinander liegen.

— Florian Geyer aber ist nicht unter ihnen.

Nun hat der Truchseß nicht mehr weit zum Sieg. In einem Wäldchen nahe beim Schloß sind sie, die letzten der Schwarzen Schar und ihr Führer. Es ist Nacht und ihnen im Gehölz schwerlich beizukommen.

Aber die Bündischen haben Zeit. Zeit genug bis zum andern Morgen und Leute genug, das Wäldchen zu umstellen.

Florian Geyer sammelt die Seinen, sie müssen sich eine Gasse erzwingen. Nicht alle machen diesen Wettlauf mit dem Tode mit. Sie wissen, was ihrer hier wartet, es gibt keine Gnade, aber sie wollen Ruhe, endlich Ruhe.

Florian Geyer aber späht voraus, seine Hand umkrallt das Schwert. Florian Geyer schlägt sich durch.

Gewaltig ist ein Leben, arm und großartig zugleich. Eine seltsame Straße zieht Frankens kühnster Führer. Die brennenden Dörfer sind seine Fackeln, das Stöhnen der Verlorenen sein Begleiter.

Herr Florian will zum Gaildorfer Haufen. Was hat ein Recht auf Ewigkeit, wenn nicht die Treue?

Florian Geyer sucht den Gaildorfischen Haufen, Florian Geyer muß lange suchen, der Gaildorfer Haufen

Von Hans Diedrichsen

Im ganzen Hafengebiet konnte sich niemand entsinnen, den alten Temple, oder wie wir ihn in unserem Bekanntenkreise nannten, „Old Temple" zum Erzählen gebracht zu haben.

Jeden Tag, schon am frühen Morgen, konnte man den alten Mann in den schönen Gartenanlagen treffen, die sich rund um einen Teil des Hafens herumzogen. Er saß dann auf einer der vielen Bänke und starrte, wenn er nicht unverständliche Selbstgespräche führte, auf den Hafen. Sein Platz war so gewählt, daß er die ein- und ausgehenden Schiffe beobachten konnte.

Oft hatte ich lange Zeit neben ihm gesessen, ohne daß er überhaupt von mir Notiz genommen hätte. Auch heute saß ich, früh morgens, in den Anblick des Hafenbildes zu meinen Füßen versunken, auf meinem alten Platz, auf derselben Bank wie Old Temple.

Soeben kam von See her ein Vollschiff, im Schlepptau eines kräftigen Schleppers.

Selbst ohne Fernglas hätte ich erkannt, daß es die „Alice" von Bremen war, denn lange genug war ich vor Jahren als zweiter Offizier an Bord gewesen, um sie unter hunderten von Schiffen sofort zu erkennen.

Ich hatte mich in den Anblick des Schiffes so vertieft, daß ich erstaunt aufsah, als mir jemand die Hand auf die Schulter legte. Ich sah in das unnatürlich verzerrte Gesicht von Old Temple, dessen Anwesenheit ich ganz vergessen hatte. Mit stieren Augen und dem irren Blick eines Wahnsinnigen sah er mich an, und mit kaum vernehmbarer Stimme zischelte er mir ins Ohr: „Es ist die Orient! Die Toten stehen auf! Jetzt kommt die Rache! Ich warte seit Jahren auf sie — jetzt ist sie da!"

Mir wurde unheimlich zu Mute neben dem Wahnsinnigen. Es war noch früh am Morgen, wir waren allein. Nicht einmal die Spaziergänger waren in Sicht! Am besten war es wohl, ihn sich selbst zu überlassen. Vielleicht beruhigte er sich dann.

Als ich aufstehen wollte, umfaßte er meinen Arm und zog mich auf die Bank zurück. Ungeheure Kraft schien in den mageren Händen zu wohnen.

„He!" rief er mit schriller Stimme: „Weißt du jetzt von der „Orient"! Du junger Dachs!"

Er schien mich mit jemand anders zu verwechseln. Ein schreckliches Geheimnis mußte ihn bedrücken und seinen Verstand zerrüttet zu haben. Um ihn zu beruhigen und auch — ich sag es ehrlich — um meine Neugier zu befriedigen, erwiderte ich gleichgültig: „Ich weiß nicht mehr, was damals auf der Orient passierte. Ihr müßt es mir erzählen."

„Ich werd' es tun — doch — sag mir erst," flüsterte er geheimnisvoll:

„Siehst du die rote Laterne — hinten am Heck? Die rote chinesische Papierlaterne?"

„Nein, Temple," erwiderte ich, „ich sehe sie nicht, es ist doch heller Tag und Sonnenschein!"

„Sie muß dort sein," flüsterte der Alte eigensinnig und sah sich scheu nach allen Seiten um. „An einer Seidenschnur hängt sie, ganz tief — von oben nicht zu sehen — knapp über dem Wasserspiegel."

Dann erzählte er in abgerissenen Sätzen folgende Geschichte, die ich aus dem Gedächtnis niedergeschrieben habe. In seinem Wahn ging der Alte dabei davon aus, daß ich zu der Zeit mit ihm zusammen an Bord gewesen sei, es aber vergessen habe.

„Mein richtiger Name tut nichts zur Sache," begann er. „Auf Shermann aber wirst du dich entsinnen können, den Kapitän, den Menschenschinder, den man nie nüchtern sah, — und an Delleff, meinen Kollegen, den ersten Steuermann. Er war ein Trunkenbold, den nur der Kapitän im Saufen übertraf.

Als sie an Deck in Streit gerieten und sich gegenseitig die Köpfe blutig schlugen, lagen wir im Schanghai-Hafen.

Der Bootsführer, ein großer starkknochiger Chinese sprang hinzu um zu verhüten, daß der Steuermann in seiner besinnungslosen Wut, den Kapitän erstach. Hätte er es nur getan, viel Leid wär mir erspart geblieben. Erschreckt durch den entstandenen Lärm stürzte ich an Deck, und in dem Glauben, daß der Chinamann die beiden überfallen habe, sprang ich hinzu, und half — wie es meine Pflicht war — den Chinesen zu überwältigen. Hohnlachend schnitt der Kapitän diesem den Zopf ab und warf ihn über Bord. Nach damaliger Sitte war der Chinese nun entehrt. Mit übermenschlicher Kraft riß er sich los, sprang über Bord, tauchte mehrere Male, und schwamm bald darauf, den Zopf in der Hand, zu einer großen Dschonke.

Du weißt, die alten Dschonken haben an jeder Seite des Bugs ein großes Auge aufgemalt, weil nach dem Glauben der Chinesen die Fahrzeuge sonst ihren Weg nicht finden können.

Ich sah es deutlich — die Augen dieser Dschonke fingen an zu glühen, leuchteten auf — und in ihrem Licht stand der Chinese mit greulich verzerrtem Angesicht. Er drohte mit dem Zopf. Die beiden Trunkenbolde lachten. Mir aber war nicht lächerlich zumute. Ich kannte die Rachsucht der Chinesen.

Am anderen Morgen war die Dschonke fort. Bei uns an Bord ging alles seinen Gang, bis wir die Ladung übergenommen hatten. Wie stets konnten der Kapitän und sein Kumpan, die wieder die dicksten Freunde waren, nicht aussegeln, ohne die letzte Nacht vorher nochmals an Land auf ihre Art gefeiert zu haben. Mir fiel der Chinese ein, ich warnte sie, sie aber lachten mich aus und ließen sich an Land fahren. Ich wußte aus Erfahrung, daß sie selten von solcher Tour eher als nach zwei Tagen an Bord zurückkamen. Als sie aber nach drei Tagen noch nicht da waren, wurde ich unruhig. Ich fuhr an Land und hielt auf dem amerikanischen Konsulat Nachfrage. Hier wußte man nichts. Unverrichteter Sache mußte ich wieder gehen.

Knapp war ich auf der Straße, da drängte sich ein Bettler an mich heran und drückte mir einen Brief und ein kleines Paket in die Hand. Ich öffnete den Brief, er war vom Kapitän. Kaum hatte ich einen Teil des Briefes gelesen, als ich auch schon wieder, zum zweiten Male, die Treppe zum Konsulat hinaufeilte. Auch hier löste der Brief große Aufregung aus.

Der Kapitän teilte mit, daß er seit zwei Tagen mit dem Steuermann auf einer Dschonke als Gefangener festgehalten würde. Die Räuber forderten ein Lösegeld von 3000 amerikanischen Dollars innerhalb von 24 Stunden. Diese Summe sollte ich an einem genau bezeichneten Ort im Innern der Chinesenstadt abliefern. Der Geldempfänger würde sich mir gegenüber dadurch legitimieren, daß er die mir wohlbekannte Brieftasche des Kapitän vorzeigen würde.

Eine sofortige Freigabe der Gefangenen sei dann gewiß.

Als Warnung wurde gesagt, daß die Gefangenen einen qualvollen Tod erleiden würden, wenn das Geld nicht rechtzeitig gezahlt, oder ich in Begleitung von anderen Personen kommen sollte. Als Zeichen meinerseits, daß der Anweisung genau Folge geleistet werde, wurde ich beordert, eine rote Papierlaterne bei Anbruch der Dunkelheit am Heck unseres Schiffes, nahe dem Wasserspiegel, aufzuhängen. Diese war in dem kleinen Paket enthalten.

Als Nachschrift schrieb der Kapitän: „Komm allein! Du wirst beobachtet. Versuche nichts durch Gewalt zu erreichen, sonst sind wir verloren. Anweisung auf das Geld liegt bei."

Der Konsul, dem ich die Vorgeschichte bereits erzählt hatte, erkannte die Gefahr, der die Gefangenen ausgesetzt waren. Er gab mir den Rat, die Vorschrift genau zu befolgen, da das Leben der beiden davon abhängen würde. Der Betrag des Lösegeldes wurde mir sofort in guten Dollarnoten übergeben. Ich selbst ging an Bord zurück.

Solange es Tag war, war ich entschlossen, den Weg in die Chinesenstadt zu wagen, denn ich war kein Feigling. Je näher jedoch der Abend heranrückte, desto größer wurden meine Bedenken. War ich doch selbst an der Sache beteiligt.

Die Dunkelheit brach an. Zögernd steckte ich das Licht in der roten Laterne an und hing sie an die vorgeschriebene Stelle.

Ein Boot brachte mich an Land. Treuherzig schüttelten mir die Matrosen, die mich hinüberruderten, die Hand. Ratschläge wurden noch in aller Eile erteilt und das Versprechen gegeben, sofort geeignete Schritte zu unternehmen, wenn ich zu bestimmter Zeit nicht zurückgekehrt sei.

Mein Weg führte durch die ganze Stadt, die von der Chinesenstadt — wie du weißt — durch eine hohe Mauer getrennt ist. Je weiter ich ging, desto zaghafter wurden meine Schritte. Rings um mich sah ich frohe Menschen, ein Gefühl der Lebenslust überkam mich, wie ich es nie gekannt hatte. Je mehr ich mich der Trennmauer näherte, desto einsamer wurde es um mich. Jetzt betrachtete ich jeden Menschen, den ich traf mit mißtrauischen Blicken, und in jedem Schritt hinter mir, wähnte ich einen Verfolger zu hören.

Nur noch wenige Straßen trennten mich von der Mauer. Vor einer Kneipe, aus der lustiger Gesang schallte, blieb ich einen Augenblick stehen. — Dieser kurze Augenblick wurde für das Schicksal der Gefangenen, das vertrauensvoll in meine Hand gelegt worden war, verhängnisvoll.

Die Eingangstüre der Kneipe wurde weit aufgerissen. Ein breiter Lichtschein fiel auf die dunkle Straße und ich stand in voller Beleuchtung in ihm.

Johlend und lärmend stürmte ein Trupp Seeleute hinaus. An ihrer Spitze ein baumlanger Matrose. Kaum hatte er mich erblickt, stürzte er auf mich zu, umarmte mich und rief: „Muß dich der Teufel erst nach Schanghai karren, daß man dich noch einmal im Leben sieht, und noch dazu in einer so gottvergessenen Gegend! Hallo!? Boys! Das ist unser Mann! Rein mit ihm in die Bar, und laßt ihn nicht laufen!"

Ehe ich zur Besinnung kam, saß ich in einem hellerleuchteten Lokal inmitten einer lustigen Gesellschaft. Verschiedene Drinks lösten mir die Zunge und unter dem Siegel der Verschwiegenheit teilte ich Niels Nelsen, dem alten Matrosen, mit dem ich lange Jahre zusammen an Bord gewesen war, alles mit, was sich in den Tagen ereignet hatte.

Aufmerksam hörte er mir zu und sagte dann bedächtig: „Ich wette eine Jahresheuer gegen eine taube Nuß. Wenn du in die Chinesenstadt hineingehst, ist es Selbstmord. Lebend kommst du nicht wieder heraus. Wie kannst du alte Seeratte nur in eine so plump gelegte Falle gehen? Die Kerls wollen dich doch nur als dritten haben und das schöne Geld dazu! Laß deine Finger davon. Euer Konsul wird schon einschreiten, wenn den beiden auch nur ein Haar gekrümmt wird. Du aber mußt verschwinden. Hast Glück, old Boy! Wir nehmen dich mit an Bord von unserem „Sigurd", ein gutes Norwegerschiff. Unser Alter wird sich freuen. Er sucht schon lange einen zweiten Steuermann, und morgen geht es in See nach Callao in Peru.

Als Zwischenhafen liefen wir Brisbane in Australien an. Zwei Monate waren wir unterwegs gewesen, und hier las ich die ersten Zeitungen, seit Schanghai.

Was ich las, war — grauenhaft — und seit der Zeit, da ziehe ich ruhelos wie der ewige Jude von Land zu Land — von Hafen zu Hafen.

Doch höre selbst: Die Zeitung berichtete aus Schanghai das Verschwinden des Kapitäns und beider Offiziere des gleichen Schiffes. Eines Tages kam dann auf dem Konsulat eine Kiste an, sie enthielt — die Köpfe des Kapitäns und des ersten Offiziers, sowie einen Chinesenzopf. Der zweite Offizier — aber — war — spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen nach seinem Verbleib waren vergebens und erfolglos. — Er wurde für tot erklärt. Schwer hatte die Chinesenstadt zu leiden, aber bisher ist es noch nicht gelungen, auf die Spur der Räuberbande zu gelangen.

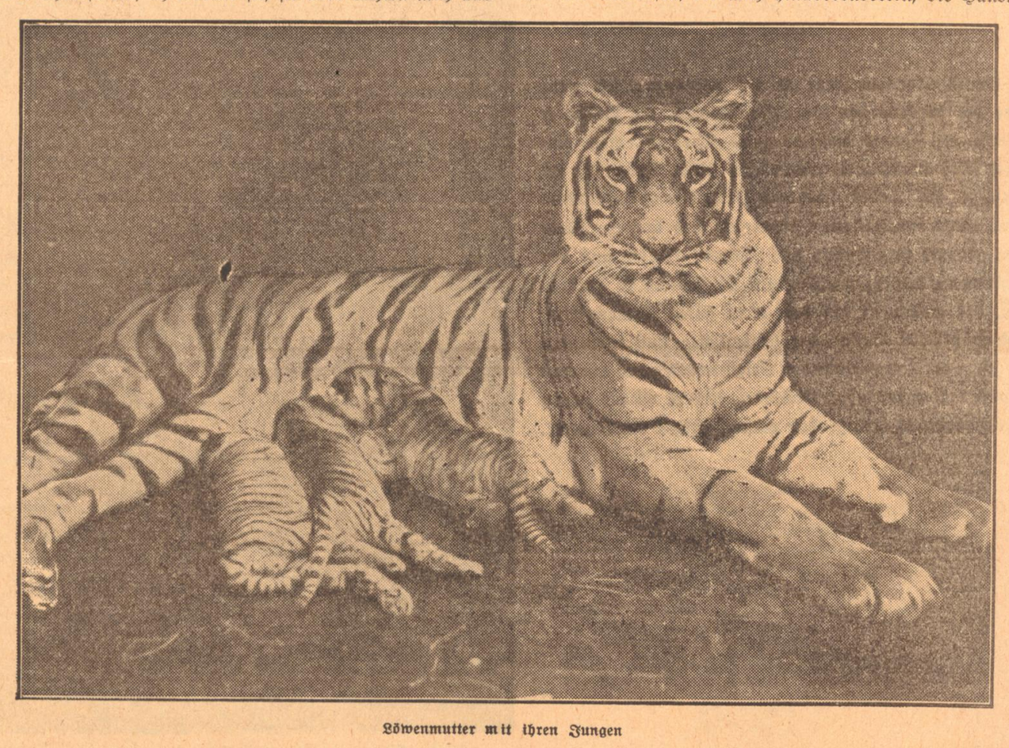
Ich war also tot. — Mein alter Familienname ausgelöscht, die Rückkehr in die Heimat mir gesperrt. — In Callao gingen Nelsen und ich von Bord. — Er war ein wackerer Kamerad — und half mir über manche schwere Stunde hinweg.

Das Judasgeld wuchs unter unseren Händen. Wir wurden reich. — Es war — als ob der Teufel seinen Segen gab, zu allem, was wir begannen. — Am Tage war ich ein großer Herr, ein Mann — den man den Wohltäter der Armen nannte, — aber — in der Nacht — dann erschienen sie mir — und erscheinen mir noch heute, — die Gestalten derer, die ich verraten habe, aus Furcht und Feigheit.".

„Da!" — rief der Alte plötzlich aus und deutete auf zwei harmlose Spaziergänger. „Da kommen sie — alle beide — die Köpfe unter dem Arm! — Sie wollen mich holen — ich muß fliehen!"

Ehe ich es hindern konnte, lief er wie von Furien gehetzt davon. Die Spaziergänger aber sahen ihm nach, und schüttelten den Kopf über den wunderlichen Alten.

Am anderen Morgen fischten die Matrosen seine Leiche im Hafen auf. Sie hatte sich in der Ankerkette der „Alice" verfangen.



Löwenmutter mit ihren Jungen

---

ist nicht mehr da. Die Schreckenskunde von Königshofen und Ingolstadt hat ihn besiegt. Alles ist auseinandergeflohen, zerstreut und aufgelöst.

Nur ein großer Geist kann schwere Lasten tragen. Florian Geyer kann es. Mit ungebrochener Seele verwindet er den nächsten Schlag. Rotenburg weist ihn aus. Er ist ihnen unbequem geworden, den Herren vom Rat, es ist nicht mehr von Vorteil, mit Florian Geyer bekannt zu sein. Man muß so schnell wie möglich vergessen, daß man die zwölf Artikel geschworen hat. Er ist ein Aufrührer, dieser Hauptmann, ein Wirrgeist — hinaus mit ihm.

Nun, bist du noch nicht gestorben, großes Herz? Deine Getreuen sind erschlagen, deine Freunde haben dich verraten, die Heimat hat keinen Platz mehr für dich. Unaufhaltsam sinkt die Bewegung zusammen, verschachert durch Dummheit und Eigennutz.

Der Hauptmann senkt die Stirn. Fahr wohl Deutsches Reich, Pläne und Hoffnungen. Ein Leben ist viel — ein Leben ist wenig. Zu wenig das Schicksal aufzuhalten, zu viel es wegzuwerfen. Für ihn schimmert noch ein Stern. Barbara. Und er reitet zu ihr, die ihn nie verlassen noch verraten wird.

Aber seine Verlobte weint. Ihr Bruder, auch er ist abgefallen und hält wieder zu den Fürsten.

Florian Geyer tröstet sie. Warum soll Grumbach besser sein als die anderen. Und er nimmt seine Züge wieder auf, heimlich klopft er an den Türen, sammelt die Versprengten und richtet die Kleinmütigen auf.

Weiß die Geschichte nicht auch von großen Feldherren, die Niederlagen erlitten. Die Erfahrung will bezahlt sein und der Erfolg ist nicht umsonst.

Eines Tages reitet er über die Höhe. Zu Fuß kommt ihm ein Knecht entgegen. Er erkennt Grumbachs Farben und will ihn anreden — da fährt ihm ein Messer ins Herz.

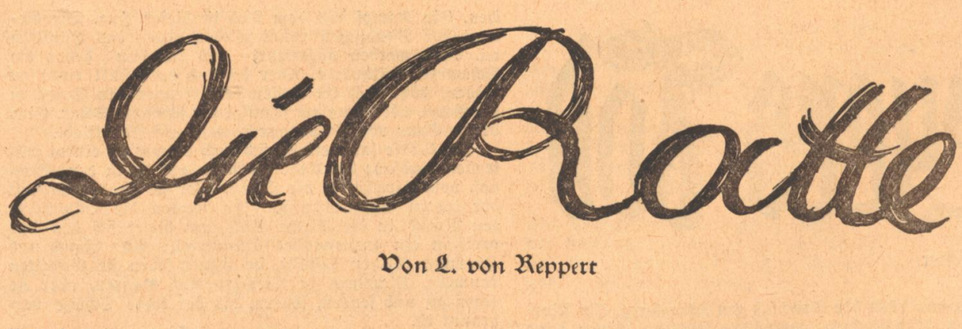
Eine ungeheure Welle heißen Zornes bäumt sich noch einmal in ihm auf. Sein Schwager hat den Mörder gedungen. Ein brennender Abschied an das heiße Leben ist sein letzter Atemstoß. Gute Nacht Barbara!

Dann sinkt er vom Gaul.

Es ist nicht viel, was Florian Geyer in der Welt zurückläßt. Ein Schwert und eine weinende Frau.

Das Volk der Mitte aber findet durch die Jahrhunderte hindurch keine Ruhe, bis der einzige Wunsch seines Herzens Erfüllung hat:

Soll sein ein Münz, ein Recht, ein Führer, ein Reich!



Von L. von Reppert

Unterhalb des Münchberges fließt der Reußbach an einer dunklen Tannenschonung vorüber. Er ist einen guten Hundesprung breit und nicht sonderlich tief, einen halben Meter vielleicht, doch sein Grund ist überaus sumpfig. An steilen Ufern und leise gluckend an Wiesen, Aeckern und Wäldern, ziehen die trägen und schwarzen Wasser; darüber nicken seltsam strotzend gelbe Dotterblumen. Durch die Felder, fern aus einem kleinen Bauerndorf, führt ein Fußweg über den Bach, den er auf einem schmalen, augenscheinlich schon sehr alten Brett überquert. Darauf durchschneidet der Weg die Schonung, windet sich über eine Wiese und verliert sich auf den Münchberg. — Der gewundene, schwarze Bach mit seinem morschen Brücklein, seinen tiefgelben Blumen, die düsteren Tannen, der helle, spärlich bewachsene Weg — das alles zusammen ist eigentümlich geheimnisvoll. Es läßt sich nicht ohne weiteres erklären: warum — man fühlt es eben.

Der kleine Bachsteg wird selten von Menschen betreten, und so hat sich gerade unter dem vermoderten Brücklein, eine Wasserratte ihr Nest in der Uferböschung angelegt. Sie ist sehr alt und einsam, so einsam wie eben nur eine alte, halb blinde Wasserratte es sein kann. Ihre ewig nagelüsternen, gelben Zähne hat die Zeit abgenutzt, sie hat wahrlich Mühe, sich durchzuschlagen. Doch sie wohnt nun einmal hier und besitzt nicht mehr die Kraft, sich nach besseren und bequemeren Lebensmöglichkeiten umzuschauen.

„Ach ja," seufzt sie bisweilen in der Rattensprache. „Ach ja!" und knabbert aus Langweile und Lebensüberdruß ein wenig an dem alten Brücklein. Immerhin, es ist noch zu ertragen: hier kann sie wenigstens ungestört das Ende ihres von Gier und Furcht gehetzten Rattenlebens abwarten.

Nun geschieht es, daß ihre Beschaulichkeit unerwarteterweise gestört wird. Eines Tages kommt ein etwa achtjähriges Mädchen auf dem kleinen Fußsteig vom Dorf her angelaufen. Die eine Hand hält eine Kinderschippe. das blonde Haar flattert vor Eile. Das Kind ist erhitzt und offensichtlich erregt. Als es das über den Bach führende Brett betritt, wippt es ein wenig zur Probe, wie Kinder es zu tun lieben; vielleicht hat es auch schon seine Erfahrungen mit derlei Brücken gemacht.

Der kleine Kopf ist voll krauser Gedanken und die dunkelblauen Augen sehen so ernst und sinnend drein, wie man es auch bei phantasiebegabten Kindern selten findet. Das ganze junge Gesichtchen trägt den Ausdruck einer entschiedenen Entschlossenheit zur Schau.

Was war das aber auch für eine geheimnisvolle Geschichte, die ihr die Magd erzählt hatte!

Die hatten sich ganz allein im Hause befunden. Die Küche war dämmerig und still. Nur das Summen der Fliegen, das Schlürfen und Schmatzen der Magd, die vor einem gewaltigen Kaffeetopf saß, waren zu hören gewesen.

„Ja Kind, das ist eine schlimme alte Geschichte — die vom Münchberg...", hatte sie unvermittelt begonnen. „Hast du sie schon gehört?"

„Nein, nein. Bitte erzähle doch", hatte das kleine Mädchen sogleich gebeten.

Die Magd hatte einen riesigen Löffel mit süßen Brotbrocken aus der Kaffeetasse in den Mund geschoben und mit vollen Backen kauend zu erzählen begonnen:

„Da lebte vor langer Zeit ein Freifräulein hier in der Gegend, ja ein richtiges Freifräulein — und das war eine Hexe!"

„Eine Hexe?" hatte das Kind erregt gefragt.

„Ja, eine richtige Hexe. Sie hatte fahlrotes Haar, und ihr Gesicht war so bleich wie der Mond. Im Dunkeln leuchteten ihre Hexenaugen gerade wie — ja wie soll ich sagen — ja gerade wie grüne Eisenbahnlichter . . ."

Das kleine Mädchen hatte sich geschüttelt vor Grauen. Es war so unheimlich in der düsteren, stillen Küche gewesen. Sie sah die Hexe mit den grünen Eisenbahnaugen deutlich vor sich.

Die Magd fuhr einen neuen, noch größeren Löffel in den Mund ein und erzählte weiter:

„Ja, die Hexe sog den Kindern das Blut aus den Adern, verhexte das Vieh und brachte Unsegen in jedes Haus, das sie betrat. Da taten sich die Bauern zusammen. Sie hatten es lange genug ertragen. Nun schleppten sie die Hexe vor den Richter. Sie beteuerte natürlich ihre Unschuld. Aber das half ihr nichts; sie wurde zum Flammentod verurteilt.

„Ach, zum Flammentod, wie schrecklich," flüsterte das Kind. „Die Arme! Wenn die Menschen sich nun geirrt haben und das Freifräulein gar keine Hexe war?"

„Sie war schon eine, das kannst du glauben! Auf dem Münchberge wurde ein großer Scheiterhaufen errichtet und am Tage des Gerichts strömten die Menschen aus den entferntesten Gegenden herbei, um die, die mit dem Bösen im Bunde stand, zur Hölle fahren zu sehen. Der Pfarrer sprach den Fluch der Kirche über sie aus, und dann wurde das Schafott entzündet."

Jetzt hatte die Magd sogar den Löffel weggelegt und mit einer Art Grabesstimme gesprochen: „Ja, Kind, die Flammen schlugen alsbald empor, ergriffen Kleid und Haar der Hexe. Die vielen Menschen schrien, lachten und höhnten, so außer sich vor Wut waren sie. — Da, im letzten Augenblick, riß die Verfluchte ihre goldene Kette

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Ende April bricht der Winter vollends. Hier oben an der See setzt der deutsche Frühling zuerst den Fuß auf das Land. Die Luft ist auf einmal weich und warm. Am Himmel ziehen weiße Wolkenschiffe ostwärts, goldumsäumt von dem Licht der Sonne. Im Dom über der weiten, klaren Landschaft singen die Lerchen früh und spät ihre Strophen. Das Meer aber ist blank wie Silber, und sein Rauschen ist wie Glockengetön.

Um diese Zeit läßt der Amtsvorsteher Knud Wögen Knudten den Buerstock durch die vier Inselgemeinden laufen und alle Dorfältesten, wohl hundert an der Zahl, zu einer eiligen Versammlung gleich auf heute abend zum Krug von Frödde Friedrichs in Dünsteede rufen. Da sind nicht viele Vertreter, die sich nicht rechtzeitig auf den Weg machen, den oft geschieht es nicht, daß der Vorsteher so eilig und dringend einlädt.

Die große Schenkstube ist schon am frühen Abend stark besetzt mit den hohen Gestalten der Sandhörner Mannsleute. Bauern und Seefahrer sitzen breit um die festen Eichentische. Der süßscharfe Duft des Teepunsches mischt sich mit dem beißenden Ruch des Tabaks. Keiner weiß, was eigentlich los ist, und deshalb ist ein lautes Reden und Raten an allen Tischen, bis der Amtsvorsteher kommt und eine schwere Aktentasche auf den Stuhl legt.

Nach geraumer Zeit schlägt er mit der Faust dreimal laut auf den Tisch und sagt langsam: „Ich verlese die Liste der ehrbaren Männer von Dünsteede, Lüttenoog, Steenshövd und Geeldörp und bitte um das ‚Hier!' der Anwesenden."

Es fehlt kaum einer. Und da fährt Knud Wögen Knudten fort: „Wir wissen alle, daß unser Land seit alters her der Gewalt des Wassers ausgesetzt ist. Wohl wehren von Süden und Westen her die Dünen die Sturmfluten ab, aber im Osten und Norden sind wir ungeschützt den Elementen preisgegeben. Unser Marschland ist versalzen, und es ist arm geworden im Laufe der Jahre. Unsere Stellen liegen auf magerem Boden, und die Folge davon ist, daß unsere Kinder nicht Raum und Brot finden hier zum Leben in der Heimat. Unsere Väter und Urväter haben den Kampf mit den Wellen heldenhaft geführt, aber der blanke Hans reißt uns einen Hektar Land nach dem andern aus der Hand, und ich sehe den Tag kommen, an dem wir hinauf müssen auf die dröge Geest, weil die Marsch verschlungen ist vom wilden Wasser der Nordsee."

Der Vorsteher macht eine kleine Pause, und da sieht er in lauter glühende Gesichter.

„Der große Krieg hat alle Pläne lange Jahre zurückgeworfen. Wir mußten froh und zufrieden sein, daß wir überhaupt zu leben hatten. Nun ist gestern von der Regierung ein Schreiben angekommen, das uns alle angeht. Man ist bereit, aus Staatsmitteln einen Damm vom Festlande hier zu uns herüber zu bauen."

Der Vorsteher kann nicht weitersprechen. Ein mächtiges Verwundern ist in der großen Runde aufgestanden; laut und aufgeregt reden die sonst so stillen und in sich gekehrten Männer durcheinander. Ein Damm vom Festlande herüber nach Sandhörn?! Das ist nicht zu glauben! Das kann gar nicht angehen! . . . Das sind Hirngespinste der klugen Männer am grünen Tisch. Nie und nimmer wird der blanke Hans sich so etwas gefallen lassen!

Knudt Wögen Knudten zerschlägt den Lärm mit seiner harten Stimme: „Das ist eine große Sache, Leute! Viele tausend Mark sind dazu notwendig. Ihr wißt, daß von Sylt nach Klanxbüll herüber schon ein Damm steht; die Bahn fährt jeden Tag vom Festland zur Insel hinüber. Unser Projekt ist natürlich kleiner, denn es soll der Damm nur für den einfachen Fußgänger- und Wagenverkehr eingerichtet werden. Aber es ist doch eine feste Verbindung. Wir werden sommertags mehr Gäste haben, und im Winter sind wir nicht mehr von aller Welt abgeschnitten. Wir werden großen Vorteil von diesem Dammbau haben. Ich bitte, das Wort zu dieser Sache nun zu nehmen, denn wir sollen mit Ja oder Nein unsere Meinung sagen."

Grote Gehlen hebt die Hand. Alles wird still, denn sein Wort wiegt etwas auf der ganzen Insel. „Ich meine, wir sollten uns wehren gegen den langen Arm, der da zu uns herüberlangen will. Gewiß, das gibt manche Arbeitsgelegenheit für uns über eine Reihe von Jahren hin. Es wird uns manches zulaufen, was wir bisher nicht hatten. Aber wird das immer nur Gutes sein? Verlieren wir nicht ein ganzes Stück unserer Eigenart? Ob der Damm unser Land halten und schützen kann, bezweifle ich; es werden sich neue Strömungen bilden und unsere Schiffahrt wird darunter leiden. Es werden sich auch im Osten und Norden unserer Ufer Sandbänke ansammeln, und so wird unsere Insel blokkiert sein. Aber das Schlimmste ist: wir sind dann ja gar keine Insel mehr! Unsere Freiheit ist dahin, unser Land ist angebunden. Laßt uns den Plan ablehnen, Landsleute! Er ist unser Untergang."

Als Grote Gehlen sich hinsetzt, geht eine Welle der Zustimmung durch den Raum.

„Melf Melffen hat das Wort", ruft der Vorsteher. Da steht der große Bauer aus Geeldörp wie ein Pfahl gegen die Wand gestemmt. „Das ist Schnack, was Grote Ghelen da vorbringt. Wir sollten mit beiden Händen zugreifen. Geht es uns hier draußen nicht armselig genug? Können wir eine Straße zum Wohlstand nicht gut gebrauchen? Sollen wir hier ewig abgeschlossen und auf uns allein gestellt im Kampf mit Wind und Wasser stehen? Laßt uns doch keine Gefühlsesel sein, wo es sich darum handelt, unser Leben anzuschließen an die große Welt dort draußen. Landfest wollen wir werden! Die Gelegenheit ist da; verpassen wir sie, werden unsere Kinder und Kindeskinder uns verfluchen. Ich stimme mit Ja, wenn zur Entscheidung für diese Sache gerufen wird!"

Nun geht es in Rede und Gegenrede wohl eine volle Stunde lang. Es stehen Rechner auf und Idealisten, Wortarme und Redestarke. Es geht um die Zukunft der Insel, das ist zu merken. Knud Wögen Knudten sitzt breit und herrisch am Tischende. In seiner Hand ist das wilde Auf und Ab der Aussprache. Der Seemann Jens Momme Bahnsen ist gegen den Dammbau, der Bauer Bonke Brodersen dafür. Hark Harken hat nur zwei Sätze mit der Faust auf den Tisch geschlagen: „Wir sind Herren. Wozu sollen wir Knechte werden?!" Ihm hat Hinrich Harder aus Geeldörp zugerufen: „Dien Licht ward Bahnstatschon, Hark Füertornherr!" Und so schlagen die Meinungen aneinander wie Wellenköpfe im Westwind.

„Heme Haraldsen hat das letzte Wort!" sagt der Vorsteher und schlägt dabei mit dem Löffel gegen das Grogglas, daß dieses zerspringt.

Langsam kommt der Kleinbauer aus Lüttenwoog hoch, sein kantiges Gesicht steht im Tabakdunst wie eine Vision. „Sandhörner," sagt er mit einer leisen Stimme, die aber den Lärm gleich auslöscht, „wir müssen in Ruhe überlegen, wo unser Bestes liegt. Das rasche Ja und das heftige Nein sind flink auf dem Munde. Wir haben Für und Wider gehört von allen Seiten. Nun sollen wir gleich abstimmen über eine Frage, die so wichtig ist, wie die Frage nach Leben oder Sterben. Ja, nach Leben oder Sterben. Es ist richtig, was Bonke Brodersen sagt: wir sind ein armes Inselvolk, verlassen von den Dingen der Welt, die so bunt und hell herüberwinken über den festen Wall. Es ist richtig, was Melf Melffen sagt: wir könnten eine Straße zum Wohlstand gut gebrauchen; wir müssen neben dem Gefühl den Verstand sprechen lassen in dieser wichtigen Entscheidung. Ich habe mir die Reden alle still und bedächtig angehört und habe Für und Gegen in die Schale gelegt. Und nun habe ich es genau abgewogen. Wir müssen den Damm ablehnen! Ja, das müssen wir! Wir gewinnen Arbeit und Geld, wenn wir dem Plan zustimmen. Wir gewinnen vielleicht auch Sichterheit und Ruhe. Wir gewinnen Land und Leute. Aber — wir verlieren uns selbst! Und damit verlieren wir wieder alles, was wir zu gewinnen glaubten. Wir werden landfest, sagt Melf Melffen. Ja, das werden wir. Aber unsere Vorfahren haben die Aexte geschwungen und haben mit Wind und Wellen gerungen, — Trutz, blanker Hans! Und in unserem Wappen glüht der Spruch von Pidder Lyng: „Leewer dod as Slav!" Wir verlieren unsere Feiheit mit dem Damm zum Festland. Wer das will, der werfe nun die weiße Kugel in die Urne!"

Es ist totenstill im Raum geworden. Der Kuhlengräber Fäe Fedders, der auch zugleich Amtsdiener ist, steht auf und stellt die alte Messingurne erhöht mitten auf den Tisch. Der Vorsteher ruft nach der Anwesenheitsliste den einzelnen auf, dieser entnimmt dem Behälter an der Wand eine Kugel und wirft sie in die Wahlurne.

Alles ist aufgestanden. Wie wird die Entscheidung fallen? Jeder fühlt es: hier geht's um eine große Sache. Der Altermann Momme Mommsen aus Steenshövd und der Beisitzer Hark Harken zählen das Ergebnis aus.

In der Urne waren 46 weiße und 52 schwarze Kugeln. Der Dammbau ist abgelehnt! . . .

*

Einige Tage später geht der Pastor Martin Grell nach Dünsteede herüber, wo er einen Jungen aus der Taufe heben soll. Es ist eine armselige Schifferkate, in die er kommt, um die Taufe zu halten. Die Stube ist ganz klein und niedrig, aber auf den Fensterbrettern brennen die roten Geranien, und alles ist sauber und ordentlich. Auch das junge Ehepaar Bandik Bandikfen und Frau Dotj. Es sind nur ein paar Menschen zu Gaste; unter ihnen steht Grote Gehlen vornean, denn er ist einer der Gevatter zum kleinen Freerk.

Nach der Taufe sitzen sieben Menschen um den Kaffeetisch, die Frauen zierlich und mit heißen Gesichtern in einer leisen Befangenheit; die Männer froh und breit im Gefühl der sonnigen Gemütlichkeit dieser Nachmittagsstunde. Das Gespräch will erst nicht recht in Gang kommen. Der Pastor nimmt den Faden immer wieder auf und weiß die Unterhaltung gut zu führen, wobei er freilich mehr der Fragende als der Antwortende ist. Grote Gehlen fängt an von der Eisbootfahrt, wie sie den Preester holten, und er weiß gut zu erzählen von früheren Reisen durch Eisdrift und Schneesturm. „Ich muß nachher noch zum Amtsvorsteher Knud Wögen Knudten", sagt Grote Gehlen zuletzt, und da meint Pastor Martin Grell: „Nehmen Sie mich mit, Gehlen, ich habe denselben Weg."

Als sie vor die Tür treten bald darauf, ist der Frühjahrswind noch stärker und mächtiger geworden. Sie gehen nebeneinander zum Strande hinunter, und der Pastor ist ganz hingerissen von dem herrisch-schönen Naturspiel, das sich hier bietet: die Sonne strahlt vom reinen blauen Himmel, durch den nur einige weiße Wolkenschiffe dahinstieben. Aber das Meer orgelt seinen großen Choral, und der Sturm greift juchzend in die weißen Wogen, die sich tausendfältig brechen.

Die Speerwerferin

---

vom Hals, schleuderte sie hoch durch die Luft in den Sand des Münchberges und rief: „Wer reinen gläubigen Herzens nach dieser Kette sucht, wird sie finden und mich vom Fluche befreien!" — Die Menschen drängten und stießen sich, um die goldene Kette an sich zu bringen . . ."

„Und — und fand sie jemand?" fragte das Kind, das es vor Spannung nicht länger aushalten konnte.

„Nein, niemand fand die Kette bis auf den heutigen Tag, wie viele auch immer nach ihr gruben. Da siehst du, daß es eine richtige Hexe war. Da siehst du es genau, denn sonst . . ."

Doch hier hatte das Kind die Magd unterbrochen: „Und ich glaube an die Unschuld des Freifräuleins. Ach die Unglückliche, ach die Unglückliche . . ." und es fing an, bitterlich zu weinen. —

Nun läuft das Kind täglich den vergessenen Steig vom Dorfe her zum Münchberge. Die Roggenfelder stehen gleich hohen Mauern über ihm am Wegrande und wie ein Zwerglein verschwindet es sogar in den saftigen, stillen Wiesen, die hinter der Tannenschonung liegen. Und jedes Mal, wenn es den schmalen Steg betritt, wippt es ein wenig, jetzt mehr aus Gewohnheit oder Spielerei. Jedenfalls drückt sich das Brett immer tiefer in den weichen Ufergrund, das Schlupfloch der alten Wasserratte wird immer enger; sie hat Mühe, es offen zu halten. Die Ratte beginnt daher ganz systematisch das Brett von unten her zu benagen, um ein für alle Mal Ruhe zu bekommen. Sie nagt und nagt. Doch das Brett ist, wenn auch verbraucht, so dick, und das Gewicht eines achtjährigen Mädchens ist nicht so schwer. Die alten spitzen Rattenzähne haben harte Arbeit. Doch die Hartnäckigkeit der Ratte ist ebenso groß wie die des Kindes, das Tag für Tag am Münchberge nach der goldenen Kette gräbt.

Die Ratte nagt und nagt . . . Das Kind gräbt und gräbt . . .

Wolken ziehen über den Himmel. Wind weht scharf über den Münchberg, raschelt in Gras und Ginster. Der Sand wirbelt in die Luft auf. Das kleine Mädchen gräbt. Es flüstert: „Liebes Freifräulein, liebes Freifräulein, wie gerne möchte ich dir helfen, wie gerne . . ." Etwas klirrt an dem Kinderspaten, etwas glitzert im Sande. Die kleinen Fäuste packen zu und ziehen, ziehen — und halten die goldene Kette.

Stille ringsum. Auch der Wind hat aufgehört. Die Wolken hängen schwer herab. Kein Halm bewegt sich in den Wiesen, kein Ast in den Tannen und die Vögel schweigen. Nur der erregte Atem des Kindes ist zu vernehmen. Die Gedanken in dem verwirrten Köpfchen sind stehen geblieben. Die Augen haften starr an der Kette, die matt glänzend über den heißen Händchen liegt.

Und da steigt der uralte Traum der Eitelkeit in dem verzauberten Kinderhirn auf. Das Freifräulein ist vergessen. Lächelnd hüpft das Mädchen durch die Wiesen, unter den dunkeln, schweren Tannen eilt es lächelnd dem Neußbach zu, um dort im Spiegel der Wasser die Kette zu probieren. Doch die bewachsenen Ufer, die gelben Dotterblumen verwirren das Bild, als das Kind niederkniet, um die Kette um den weißen Hals zu legen. —

Aber von der Brücke aus wird es gehen — sicherlich . . . Auf dem schmalen Brett beugt es sich vorsichtig nieder über die dunklen Wasser, die sein lieblich geschmücktes Ebenbild rätselhaft zurückwerfen.

Die Ratte unter dem Brett nagt und nagt. Die alten Zähne schmerzen. Doch sie nagt weiter wie das Schicksal, — muß nagen.

„Ei wie schön bin ich doch!" ruft die Kleine selbstzufrieden.

Im Holz des Brettes leises, warnendes Knacken. Das Mädchen erschrickt, macht eine harte, hastige Bewegung, und die Arbeit der alten Wasserratte ist erfüllt . . .

Das Brett bricht: ein kurzer Aufschrei, ein goldener Blitz, ein Emporgreifen des Händchens. Dann schließen sich die Wasser über Kind und Kette.

Die halbblinde Ratte streckt vorsichtig schnuppernd ihre spitze Nageschnauze unter dem morschen Brettstumpf hervor. —

Der Zwöpps / Eine fränkische Geschichte

Von Kuni Tremel-Eggert

„Der Zwöpps ist ein Kerl wie eine Wöpps." Das singen sie beim Zwast in Birkenhaig jeden Sommersonntag auf der Kegelbahn und der Zwöpps, sein Name ist Martin Pötzinger, dreht seinen ungewöhnlich langen Schnurrbart, lacht, daß man all seine schönen weißen Zähne sieht und sagt: „Rrrecht so, meine Herrn! Was aber ist eine Wöpps? Im Lesebuch steht Wäßpe?? Sie ist ein feines Ding, brraun, haarrig, blitzgeschwind und honigsüß; ich aber sage euch, sie hat einen Stachäl und kann auch stächen."

Das sagt der Zwöpps alles mit so außergewöhnlicher Betonung, daß man aus dem Lachen nicht herauskommt. Zwöpps, das ist der treffendste Name für ihn, den man sich denken kann, denn er zwöppst wirklich überall herum und an einem Sonntag zum Beispiel kann man ihn schlechterdings überall finden, daheim aber, direkt „beheimatet" ist er auf dem Zwast seiner Kegelbahn. Oder gibts ein größeres Hochgefühl, als wenn ein von Statur so kleiner Mann, wie der Zwöpps so einen großen Haufen Kegeln umbollert, umkegelt, was niederschießt, zermalmt, mit seiner Spritzkugel?

Oh, er ist gefürchtet, auf der Zwastschen Kegelbahn, deren allerletzte Tücke er kennt.

Und nun hält der Zwast gar am kommenden Sonntag ein Preiskegeln ab, dessen erster Preis ein niegelnagelneuer Regulator ist.

Begreiflich, daß im Zwöpps seinen Hosen ein Haufen Aufregung steckt, denn i h r sollt's wissen, was kein Mensch ahnet, der Zwöpps (kommt her, ich muß es leise sagen, daß es kein Birkenhaiger hört), der Zwöpps ist v e r l i e b t! Furchtbar ist das! Erschütternd! Den Zwöpps macht es ganz kaput. Schlecht wird es ihm, wenn er der Böhnleinsdorett nur begegnet.

Aber s i e s i e h t ihn nicht! Sie w i l l ihn nicht! O du heiliges Elend!

Was ist da zu machen? Nicht, daß der Zwöpps nichts ist, er ist was die meisten hier sind, Fabrikarbeiter in der Schneckenbacher Spinnerei, dreiviertel Stunden von Birkenhaig gelegen. Und er verdient, was jeder dort verdient. Aber die Dorett will was besonderes. Sie kann's verlangen, sagt sie und das sieht der Zwöpps ja auch ein. Aber wie bekomme ich sie? denkt er und strengt sich an und nun, stößt ihn das Schicksal selbst auf den Weg. Das ist das Rechte! E r muß den ersten Preis bekommen, er, der Zwöpps.

Man fällt ganz zusammen, wenn man die Kraft und Kühnheit dieses Entschlusses mißt. Der kleine Zwöpps, den großen Preis? Den herrlichen Regulator mit Gongschlag? Wenn den einer in seine Stube hängt, ist er ja schon eingerichtet, fehlt nichts mehr als Tisch, Stuhl und Bett und das hat der Zwöpps noch von seiner Mutter her. Also! Der Zwöpps sagt nichts als: „Und wenn er unter neun Stein' steckt, her muß er!" Aber er sagt's nur zu s i c h, denn, da ist der Strößenreutherfadl, der hat Stahlfedern in den Armen, und der Kranzhelm, der legt „Kranz" hin auf Bestellung. Dann die Auswärtigen, die kommen werden, alle Ia prima Schieber. Es ist schwierig, sehr, nur ein Laie kann die Kühnheit, den Mut des Zwöpps, verkennen.

Da aber am Ende alles zu erwarten ist, kommt auch dieser Sonntag. Mai ist's! Die Welt blüht und die Liebe rumort im Zwöpps wie die Maschinen in seiner Fabrik. Er aber sagt zu sich: „Rruhhee, und noch einmal Rruhhee, mein Sohn! Nurr die Rruhhee kann es machen." Das sagt er sich in einer Stunde zehnmal, schon seit 14 Tagen, und man sieht daran, daß der Zwöpps ein Vorgänger, ja, daß er der Johannes von dem so gerühmt gewesenen Coue war, denn diese Geschichte nimmt vor zwanzig Jahren ihren Anfang. Der Zwöpps kegelt vor zwanzig Jahren auf der Zwastschen Kegelbahn dreimal Neun hintereinander und gewinnt den Regulator mit Gongschlag unumstößlich.

Wie ein Lauffeuer geht die Nachricht durchs Dorf und während der Zwöpps vor Stolz seine kurzen Beinchen wie Türkensäbel durchdrückt, fällts der Dorett ein, daß sie beim Klasnbeck, dessen Frau ihre Tante ist, und dessen Haus an die Kegelbahn des Zwast stößt, etwas zu tun hat. Was soll ich lange erzählen? Dies soll ja eine kurze Geschichte sein. Lange nach Mitternacht geht der Zwöpps erst heim. In einem Arm hat er die Dorett, im andern den Regulator.

Den Tag nennt er in späteren Jahren den Aequator seines Lebens. Ein halbes Jahr später halten sie ihre kleine Hochzeit. Es ist Zeit!

Die Liebe des Zwöpps ist gewaltig, so gewaltig, daß

„Nun kommt der Lenz mit Brausen, Käppen Gehlen", sagt der Pastor, weil er in diesem Augenblick nichts besseres weiß. „Wir sind hier draußen doch eigentlich ewig in Gefahr," fährt er fort, „wir werden es aber wohl mit der Zeit so gewohnt, daß wir es gar nicht mehr wissen."

Da hebt Grote Gehlen die Hand, zeigt hinaus zum Kliff und sagt: „Da liegt das Totenschiff, Herr Pastor; zwei Leichen sind noch drin, aber wir können sie nicht eher bergen, bis daß der Sturm das Wrack wieder aufrichtet."

„Es ist furchtbar, Gehlen, dieser Gedanke; immer wenn man das schwarze zerschlagene Schiff sieht, steht das Grausen daneben. Die Seefahrt ist ein harter Beruf. Daß sich immer noch wieder Menschen finden, die ihn erwählen. Wie glücklich könnte zum Beispiel Bandik Bandiksen in seinem kleinen, sonnigen Heim leben, wenn er an Land bleiben würde, um hier sein Brot zu finden."

„Nein, Herr Pastor, das ist nicht so. Sehen Sie, wir Seeleute sind zu unserem Beruf geboren. Da stehen viele Männer in triefenden Kleidern hinter uns — die Väter und Urväter, Hunderte von Jahren zurück. Matrosen, Steuerleute, Kapitäne auf Großer Fahrt. Ostindienfeiler und Grönlandfahrer. Und ihr Blut ist in uns. Ihre Stimme ist in uns, und die ruft uns hinaus auf die freie See! Sehen Sie, Herr Pastor, vorigen Samstag, da rief Knud Wögen Knudten uns zusammen, daß wir darüber abstimmen sollten, ob wir einen festen Damm von den Kögen hier herüber haben wollten. Und da haben wir Nein gesagt. Sie werden das ja wissen, Herr Pastor!"

„Was ist das, Gehlen? Einen Damm vom Festlande nach Sandhörn herüber!? Nein, davon höre ich zum ersten Male. Ich hatte dieser Tage so viel Schreibarbeit, da bin ich kaum aus der Tür gekommen. Aber das ist ja großartig — — einen Damm hier herüber! Dann hätten wir ja die ständige Verbindung mit der Außenwelt. Alles wäre leichter und sicherer; vieles könnten wir haben, was wir heute nur von ferne sehen. Ich muß sagen: ich begreife nicht, wie Sie diesen Vorschlag ablehnen konnten!"

„Das kann wohl sein, Herr Pastor, daß Sie dies nicht begreifen. Sie sind Butenländer, wie wir sagen, ein Mensch von drüben, der nicht unsern Schlages ist. Nehmen Sie mir das nicht übel, Herr Pastor, aber ich muß es so sagen, wie es ist. Wir sind anders als Sie. Wir wollen die See nicht zum Stehen bringen hier um unser Eiland. Wir meinen, daß wir ein ganzes Stück von unserer angestammten Freiheit verlieren, wenn sie einen Wall herüberlegen zu uns und uns anketten an das dort drüben. Nein, wir wollen es nicht. Und wir werden uns mit Zähnen und Klauen dagegen wehren, wenn man es doch versuchen sollte. Ja, das werden wir!"

„Sie wissen von dem Leben hinter dem festen Wall zu wenig, Gehlen, als daß Sie es ganz ermessen können, was uns der Dammbau bringen würde. Wir sind in vielem zu schmal davor, das ist ganz gewiß. Das Meer frißt an unserer Insel, der Raum zum Leben ist viel zu klein geworden. Sie können es mir glauben: wir werden Schulterbreite bekommen, wenn ein Verbindungsweg von drüben zu uns herüber geschlagen würde."

Da bleibt Grote Gehlen mitten im Gehen stehen, sieht mit seinen grauen Augen dem andern scharf ins Gesicht und sagt: „Wir beide werden in dieser Frage niemals einer Meinung, Pastor Martin Grell. Ich gebe meine Ueberzeugung nie und nimmer auf, und wenn Sie —"

„Ja, Kapitän Gehlen, ich werde meinen ganzen Einfluß geltend machen, daß der Damm geschlagen wird! Sie werden mir eines Tages recht geben. Wir werden wirtschaftlich und auch seelisch nur gewinnen können, wenn wir die ständige Verbindung mit dem großen Festlande haben. Ich muß sagen, daß ich es dem Vorsteher etwas verdenke, daß er mich nicht wenigstens von der bedeutsamen Angelegenheit unterrichtet hat."

Als die beiden Männer noch so mitten im hitzigen Gespräch sind, kommt auf einmal vom Leuchtturm herüber ein Nebelhornsignal an ihr Ohr. Was soll das?! Grote Gehlen reckt sich auf, sieht mit verdeckten Augen über die schäumende See und ruft dann: „Da — da — das Totenschiff treibt! Es lag noch vorhin mit der vollen Breitseite uns gegenüber! Es kommt in Bewegung, es wird vielleicht von den Seen aufgerichtet! Ich muß hinaus! Wir müssen die Toten bergen, Herr Pastor!"

(Fortsetzung folgt)

Backsteinbauten als Filmdarsteller

Von Prof. Walter Hege

Wie leicht ist es doch für den Filmregisseur, Menschen als handelnde Personen auftreten zu lassen. Hier können alle Wesenszüge, alle Eigenschaften und Wandlungen eines Charakters, alle Affekte der Leidenschaft und anderes mehr auf die Leinwand gebracht werden. Alles kann vom Beschauer mit Leichtigkeit aufgenommen und nacherlebt werden.

Wie anders aber sind Bauwerke, Werke der Architektur, der Plastik, jene steinernen Schauspieler, deren geheimes Leben nicht so zutage tritt, wenn sie es auf der Leinwand in gedrängter Form bekunden sollen. Architekturen, die im Spielfilm sonst nur als Hintergrundsstaffage Verwendung finden, sollen plötzlich aus diesem stiefmütterlichen Dasein herausgerissen werden und nun die Hauptrolle übernehmen. — Mancher wird fragen: Können Sie das überhaupt? Eignen Sie sich dazu? Ja, mancher Architekt fragt erstaunt: Läßt sich Architektur verfilmen?

Diese Fragen sind berechtigt. Wie wenig hat sich der Film die Mühe gemacht, dieses herrliche Neuland zu erobern! Aber was für eine dankbare Aufgabe sind diese Bauwerke des Nordens, wenn ernsthaft an sie herangegangen wird. Dann strömt von ihnen der von früheren großen Meistern und Erbauern hineingeborgene Gedankenreichtum aus, deutsche Geschichte wird lebendig. In dem Ufa-Kulturfilm, „Auf den Spuren der Hanse" sind wir an diese ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe herangegangen, und haben in vielmonatiger Arbeit mit dem Stoff gerungen. Wer schuf all diese himmelstürmenden Kirchen, Prachtwände der Rathäuser und Bürgerbauten? Deutsche Menschen, deutsche Kaufleute, die sich im Bunde der Hanse zusammenschlossen und die nordischen Meere eroberten. Jeder Backstein an diesen Bauten erzählt von jener gewaltigen Zeit. Geschichten von der Eroberung und Erschließung neuer Handelsplätze, von Bürgermeistern, die gleichzeitig Admirale waren, von kühnen Seefahrern und auch Seeräubern werden lebendig. — Aber auch echter Patriziergeist. Dabei trotz aller Derbheit eine tiefe Gottverbundenheit. Sie fand ihren höchsten sichtbaren Ausdruck in den gewaltigen Backsteinkirchen. . .

Wie wissen diese Bauwerke zu erzählen! Nicht eines gleicht dem andern. Unerschöpflich ist die Phantasie der Erbauer! Das Auge des Beschauers wird von einer Schönheit zur andern gerissen. Es lohnt sich schon, in Betrachtung zu versinken, vor der Rathausfassade in Stralsund und Tangermünde staunend zu verweilen, oder vor den Prachtgiebeln der Marienkirche in Prenzlau, in Lübeck, in Rostock und anderen Orten sich der deutschen Größe zu erinnern. Diesen Augenrausch haben unsere Vorfahren für sich geschaffen. Sie haben ihn gebraucht. Es war Musik, Formenmusik, die das Auge bannt.

Im Innern der Kirchen überfällt uns geradezu eine Fülle von Schönheiten: Wunderbar geschnitzte Altäre, Gestühle, Chorschranken, Kruzifixe, Madonnen, Gemälde und bunte Glasfenster. Diese Welt, zumal die der Gestühle, erzählt in Symbolen, Wappen und geschnitzten Bildern von den Taten der Hansen. Immer wieder sieht der Beschauer die Modelle ihrer Schiffe, sogar auf den Grabsteinen. Aber auch von den Fahrten wird erzählt, so vom Pelzhandel in Rußland, vom Stockfischfang in Norwegen, vom Heringsfang in Schonen. — In derben Holzschnitzereien machen sie Witze über ihr häusliches Leben. Immer ist der Teufel dabei. Auch die Darstellung der heiligen Geschichte wird vom Hansegeist umgeformt. So werden auf einem Altarbild die heiligen drei Könige auf eine Hansekogge versetzt.

Es ist unmöglich, den Reichtum an Gedanken und Kunstformen auch nur anzudeuten. Doch eine kurze Versenkung in diese Welt gibt unendlich mehr als trokkene Geschichtsbücher. Hier vernehmen wir die Sprache unserer Väter unmittelbar. Hier tritt ihr Geist uns am stärksten entgegen. Hier erleben wir die in Stein geschriebene Geschichte der Deutschen Hanse.

Das Münster zu Doberan. Aus dem Film „Auf den Spuren der Hanse".

Greta Garbo vor der Kamera

Von William Daniels.

Seit Greta Garbo in Hollywood filmt, filme ich sie.

Alles im Leben sind Zufälle: Greta Garbos Kameramann bin ich geworden, weil einer meiner Kollegen, der eigentlich für die Aufnahmen des ersten Garbo-Filmes „The Torrent" bestimmt war, sich kurz vorher den Arm verstauchte, so daß er nicht arbeitsfähig war. Ich wurde als Ersatzmann bestimmt.

Damals sprach Greta Garbo noch kein Wort englisch; an sich schon menschenscheu, mußte jede Verständigung mit ihr auch noch durch einen Dometscher erzielt werden, was alles noch schwieriger machte.

Aber die Arbeit mit dem größten Star des Films ist Ensemble-Arbeit im besten Sinne des Wortes. Mit dem Begriff Film-„Star" ist soviel Unheil angerichtet worden, daß die gemeinsame Arbeit in einem Garbo-Film vielleicht den besten Begriff davon gibt, was und wie ein Star sein soll, der auf Grund seines Könnens die Liebe einer großen Filmgemeinde erobert. — Dieser Star weiß, daß Filmen immer Gemeinschaftsarbeit bedeutet, daß gemeinsames Arbeiten nur möglich ist durch Rücksichtnahme und vor allem durch die Achtung vor der Arbeit des anderen. Und wenn aus dem Ersatzkameramann der jahrelange

Greta Garbo als Königin Christine

Photograph Greta Garbos wurde, dann nur darum, weil die gemeinsame Arbeit an dem ersten Film schon so viel gegenseitiges Aufeinandereingestelltsein, so viel Freude an der gemeinsamen Arbeit mit sich brachte, daß eine Trennung schmerzlich für alle geworden wäre. — Nur wer nicht weiß, wie viel Ineinanderaufgehen zu einer guten Zusammenarbeit gehört, wird das für Eitelkeit halten. Das ist kein Recht, das sich jeder selbst gibt, sondern das ist eine Pflicht, die sich jeder auferlegt, und wenn der Star Greta Garbo vor der Arbeit des Kameramannes einen Vormittag lang eine Geste öfter wiederholt, als jeder andere Schauspieler Geduld aufbringen könnte, und mehr, als jeder Schauspieler noch mit derselben Innerlichkeit, mit derselben Verwachsenheit mit der Rolle zu spielen imstande sein würde, dann muß jedem, der mit ihr gearbeitet hat, klar werden, warum sie die größte Schauspielerin der Welt wurde: weil sie, obgleich immer noch mit sich unzufrieden, mit der schärfsten Kritik immer versucht, ihr Bestes zu geben, weil sie in ihrer Arbeit unerbittlich ist gegen sich selbst, weil sie nie zu müde ist, die Wirkung einer mühseligen Einstellung doch noch auszuprobieren, und wenn sie schon zwölf Stunden im Atelier stand.

Die Kamera wird der Mittler zwischen Greta Garbo und ihrer großen Gemeinde. Sie hat es der Kamera nie schwer gemacht, denn dieses Gesicht, das in jeder Beleuchtung und in jeder Sicht edel und schön ist, macht die Arbeit des Kameramannes zur Freude.

Kartoffelernte / Von Richard Euringer

er erst nach der Geburt seines zweiten Sohnes wieder den Weg zur Zwastschen Kegelbahn findet. Dort steht er endlich eines Sonntags wieder und sieht sich nach den fast zwei Jahren um, in denen ihm sein Preisregulator die Zeit kündete. Es ist eine heiße Schwüle da hinter ihm. Die pechschwarzen Haare der Dorett sind fest wie Ketten. Daß er sie zu sprengen vermochte, erstaunt den Zwöpps selbst.

Seine Kameraden aber begrüßen ihn jubelnd. Sie erklären; nun bist du erst ein Mann! Nun du mit dem Weibe fertig bist!" Er fertig? Sie sagt: „Ich bin fertig mit dir, wenn du auf die Kegelbahn gehst!

Es ist ein furchtbarer Kampf; zäh, erbittert, aber schließlich ist er doch hier. Aber er ist im Innern zwiespältig, er findet das frühere Einheitsgefühl der Freude nicht so recht mehr. Es zieht ihn hin und zieht ihn her. Disteln und Brennesseln wachsen ihm von nun an an seinem Lebensweg, mit denen geißelt ihn, wenn er wankend heimkommt, die Dorett. Trotzdem bekommt sie jedes Jahr ein Kind, denn die jedesmalige Versöhnung, die nicht ausbleiben kann, gleicht dem Aequatortag seines ersten Sieges auf ein Haar.

Was dazwischen liegt, ist scheußlich, denn der Zwöpps fordert sein Sonntagsvergnügen und die Dorett, die behauptet, ihre Kinder müßten verhungern, weil ihr Vater alles verkegelt und versauft, wird zäher, frecher und schärfer nach jedem Kampf.

So wird aus Liebe Haß und nicht selten murmelt die Dorett: „Wennst du nur verreckest! Wär ich doch erlöst von dir Lumpen!"

Doch da zeigt sichs, daß eine Wespe auch einen Stachel hat. Der Zwöpps sieht sich gezwungen, zur Tat überzugehen. Er verwichst die Dorett gründlich und öfter und geht dann sieghaft geschwellt, umheult vom Gebrüll seiner Sprößlinge, umlodert vom Haß seines Weibes zur Kegelbahn.

So dauert dieser Kampf, der äußerlich Ehe heißt, zwanzig Jahre. Man sieht daran, was Wünsche sind. In den Wind gesprochene, ins Nichts zerstäubte Worte, denn weder die guten von der Hochzeit, noch die schlechten, während der Ehe, gehen in Erfüllung. Beide leben weiter. Und wenn die Dorett bittert, sie sei ausgemergelt, sagt er gleichgültig: „Wenn die Birn a Hutzl ist, hält sie lang!"

Sie aber spürt sein Bedauern heraus, daß sie lebt und schreit: „Und du bist a ausgepichts Faß und Gott seis geklagt, des derlechzt net!" Der Zwöpps aber sagt sichs philosophisch: „Das ist der traurige Weg der Liebe! Sie verreckt in der Ehe! Denn, hätte ich meine Dorett nicht g'heiratet, möcht ich sie heute noch!"

*

Nun hat sich aber eines Sonntags der Zwöpps vom fransigen Kugellaufbrett einen Spreißel unter den Nagel gestoßen. Er zerrt ihn ja gleich heraus, aber es tut doch immer noch sakramentisch weh. Es schwillt sogar. Da er aber gerade wieder mit der Dorett bockt, merkt sie erst, daß ihm etwas ist, wie er in der nächsten Nacht anfängt dumm zu reden.

Sie sagt, er soll sein Maul halten! Als er das nicht tut, macht sie endlich Licht und findet ihn wie in Flammen. Zwei Tage macht sie ihm, der stumm und verbissen daliegt, kalte Umschläge und wirft ihm nebenbei, da er ja stillhalten muß, alles vor, was sie ihm vorzuwerfen hat, und das ist nicht wenig.

Aber endlich reißt ihm die Geduld und er brüllt: „Hol den Bader, ich werd' a Narr vor Schmerzen! Er soll 's aufschneiden!"

Die Dorett läuft, daß ihr die Röcke fliegen, denn wenn er selbst das Schneiden verlangt, ist 's arg.

Wie der Bader kommt, schüttelte er zornig den Kopf und fragt: „Warum habt ihr mich nicht eher geholt?"

Wie aber der Zwöpps gestorben ist, schreit es die Dorett durchs ganze Dorf: „Der Bader hat mein Mann geliefert! Der Hundspfuscher! Wenn ich ihn erwische ist er hin!"

Und einmal ist sie dem Bader sogar mit dem Küchenmesser nach, durchs halbe Dorf.

Seitdem geht er nimmer an ihren Fenstern vorbei.

„Weil er schuldig ist," schreit sie. „Weil er ein Mörder ist! Und weil er weiß, daß ich es weiß!"

Sonst geht ihr 's gut! Nie ist ihr 's so gut gegangen. All ihre Kinder gehen in die Spinnerei. Alle verdienen. Not kennt sie nicht mehr. Und wer stillhält, dem erzählt sie 's: „Ein Tag ist schöner wie der andere, seid mein Alter, der Lump, nimmer da ist. Mein Lebtag ist mir 's noch nicht so gut gegangen, wie jetzt. Wenn bloß der Kerl net wär, der Bader, der Himmelhund! Den Mörder, wenn unser Herrgott zu sich nehmet, tät er ein gutes Werk. Wenn der mir über den Weg geht, läuft mir jedesmal die Gall über, denn der, wenn net wär, lebet mein Mann heut noch!"

„Das ist der Herbst!" nickt Mijntrend, und atmet den salzigen Ruch und Rauch der wehenden Kartoffelfeuer, die in blauen Fahnen über blauende Landschaft ziehen, aus deren silbernebelndem Dunst ein paar Dächer blinken. Auf allen Aeckern schanzende Grüppchen, greepend der Mann, auf den Knien Weib und Kinder. Auf den Knien vor Mutter Erde das Volk.

Acht Tage feiern die Fabriken in wohlverdienter Ruh; acht Tage kehren sie zurück zur Erde, aus der sie genommen sind, und lesen ihr täglich Brot im Schweiß des Angesichts. Acht Tage hat Maschinenlärm und -Rasen keine Macht über ihr Gehirn und ihre Nerven; sie baden in Stille und Tau, in Weite und Wind.

Nun sind sie alle Bauern worden und fressen Mutter Erde aus der Hand. Sie gibt nicht Steine für Brot; sie gibt Kartoffelknollen.

Unter jedem Gabelstich kullert es und lugt aus faserndem Erdreich, bläulich angelaufen, rosig, mit einem Hauch ins Violette. Braune derbe Kerle und komische Mißgeburten legt die sachte Wühlarbeit der Greepe bloß unter dünner Decke. Prall und protzig wachsen schwere Zentnersäcke alle zwanzig Schritt, und in die Kippkarre purzeln ganze Ladungen aus den Drahtkörben der Kinder in trommelnder Kullerei.

Nun sind sie alle Kinder worden, braten Kartoffeln im beizenden Ruch und Rauch und reiben sich den Magen vor Behaglichkeit. Herrgott, was sie schmecken, dieses Jahr, die Erdäppel im Eigenbau! Und sie dürfen's gestehen, müssen nicht klagen und jammern nach Bauernart, den Preis zu treiben.

Unser täglich Brot . . . Nun ist Frieden auf Erden.

Großvater, Großmutter, und Vater und Mutter und Enkelkind auf eigenen Grund und Boden, versammelt um's Kartoffelfeuer. Auch das ist Weihrauch, Kinder! Und Dank dem Vater, der uns alle nährt. Großvater und Urgroßvater haben ihr täglich Brot gekarrt, gescharrt aus dieser Erde.

Auch das, ihr Kinder, ist Geschichte und Vaterland.

Auf den Knien vor den Feuern liegt das Volk.

Karre hinter Karre, ziehen sie heim, spät am Abend, wenn die Sterne schon im Gezweig der Bäume nisten, Karre hinter Karre, Sack auf Sack. Und die Kleinen hängen an Mutters Schürze vor Müdigkeit und Schlafweh, und die Kleinsten wachen nicht auf unter Lachen und Singen, wie sie so droben liegen mit geballten Fäustchen, wie erschlagen, zwischen Sack und Sack, Erstlinge der Ernte.

Vom Apfelbaum im Garten bricht der Mann drei reife Früchte. Großmutter schält sie, und Mutter stampft sie zu Mus. Drei mächtige Kartoffeln klaubt der Vater aus der Fracht. Großvater schält sie und Mutter stampft sie zu Mus, und kocht sie durcheinander, und setzt die Schüssel auf den Tisch und legt den Löffel daneben.

Himmel und Erde neigt sich ihrem Mund. Himmel und Erde essen sie hinein in ihre Leiber, und werden satt. Gotteskinder sind sie wieder, die in Arbeit beten.

„Das ist der Herbst!" nickt Mijntrend.

Ich weiß nicht, ob der Herbst. Es ist die klare, kühle, reife, reine Zeit der Ernte.

Badens Fischwirtschaft

Von Reg.-Rat Dr. Wilhelm Koch

Wir wollen einmal eine Fahrt durch unser Badener Land machen, eine Reise an Seen, Flüsse und Bäche, streckenweise wohl mit der Bahn, vorzugsweise aber mit dem Kahn und mit dem Fischernetz, damit wir auch wirklich in die Geheimnisse dieser verborgenen Lebewelt eindringen. Natürlich beginnt unsere Besichtigungsfahrt mit dem Bodensee. In jeder Wirtschaft steht an erster Stelle auf der Speisekarte „Blaufelchen". Ein Bodenseefahrer, der ihn nicht gegessen hat, verdient nicht, den See gesehen zu haben. Sehen wir doch, wie sich die Fischer, die wir auf jeder Schiffahrt mit ihren kleinen Motorbooten in der Arbeit treffen, von früh bis spät abmühen, mit ihrem „Klusgarn", dem Hauptfanggerät der Sommerfischerei, den kostbaren Hochseefisch in ihr Garn zu bringen. Nur dort draußen auf dem offenen und tiefen See lebt der Blaufelchen, nicht wie viele andere Fischarten, wie etwa der Hecht, der Barsch, der Zander, oder die große Schar der Weißfische am Ufer. Auch draußen im freien See setzt er in den Wintermonaten November und Dezember seine Eier, in den oberen Wasserschichten spielend, zur Nachzucht ab. Von allen Bodenseefischen ist er der weitaus wichtigste Brotfisch unseres Berufsfischers, etwa zwei Drittel vom Gesamtfang machen die Blaufelchenfänge aus. Das vergangene Jahr 1933 war ein Rekordjahr im Fang, wie wir es in den 25 Jahren einer amtlich bestehenden Fangstatistik überhaupt noch nicht kannten. Die deutschen Fischer brachten nicht weniger als 6508 Zentner Blaufelchen an Land. Ihm gegenüber treten auch seine nahen Verwandten, der „Gangfisch" (167 Ztr.) und der „Sandfelchen" (117 Ztr.) an Bedeutung zurück. Besonders geschätzt ist als Edelfisch vor allem noch die „Seeforelle", die im Winter als mächtiger lachsartiger Fisch im zufließenden Rhein laicht und den Sommer über im See als der bestbezahlte Bodenseefisch gefangen wird (109 Ztr.). An dem deutschen Gesamtfang ist Baden mit 53,8 Proz. beteiligt und darf alljährlich bis 164 Einzelpatente, Zulassungsscheine an Hochseefischer vergeben (Württemberg 60, Bayern 23). Der badische Anteil am See ist seiner Uferfläche entsprechend am größten und wichtigsten. Der badische Gesamtfang betrug im Vorjahre 4229 Ztr. im Wert von 190 000 RM.

Vom eigentlichen Bodensee ist der Untersee durch den Rhein getrennt und auch fischereiwirtschaftlich als ganz selbständiges und dem Obersee kaum verwandtes Fischereigebiet zu betrachten. Eine Jahrhunderte alte und in diesem Jahre mit der benachbarten Schweiz neu bearbeitete Fischereiordnung gilt gleichermaßen für das badische wie schweizerische Hoheitsgebiet. Der gewaltige Unterschied des Untersees gegenüber dem Obersee findet schon darin seinen besonderen Ausdruck, daß der im Obersee heimische und wichtigste, auch seit ältester Zeit bodenständige Blaufelchen im Untersee überhaupt nicht vorkommt. Dagegen kommt den die seichteren Seeteile liebenden Felchenarten, dem „Gangfisch" und dem „Sandfelchen" besondere Bedeutung zu. Und diese werden in Fang- und Gewichtsmengen noch übertroffen durch die ebenfalls den flacheren und wärmeren Untersee liebenden Uferfische „Hecht, Barsch, Brachsen und Weißfische". Das Jahr 1933 war hier gegenüber den Vorjahren keineswegs ein Vorzugsjahr, wie wir dies vom Obersee hörten. Der badische Gesamtfang betrug 1319 Ztr. Fische im Wert von 54 970 RM., der der Schweiz 765 Ztr. Fische im Werte von 56 698 Fr. Immerhin recht bedeutende Fischmengen, die für die große wirtschaftliche Bedeutung auch dieses Seeteiles sprechen.

Verlassen wir den Bodensee und fahren gegen Basel den Oberrhein hinab, so treffen wir hier auf ein Fischereigebiet, das sich im Laufe der letzten 20 Jahre sehr

Aalschocker mit hochgezogenem Netz auf dem Altrhein

bedeutend verändert hat. Im wesentlichen unberührt ist es noch in seinen oberen Teilen geblieben, also oberhalb des Rheinfalls von Schaffhausen, der seit jeher fischereiwirtschaftlich eine wichtige Grenze bildete und selbst dem gewandten Aal den Aufstieg erschwerte. Der Lachs aber, dessen Fang in früherer Zeit vorzüglich hier am Oberrhein lag und der mit den heute fast völlig verschwundenen „Salmenwagen", hauptsächlich in den Stromschnellen von Laufenburg, gefischt wurde, ist nie über den Rheinfall aufgestiegen und zum Bodensee gekommen. Von Schaffhausen abwärts haben heute die Oberrheinkraftwerke von Eglisau. Albbruck-Dogern, Laufenburg, Niederschwörstadt, Rheinfelden und August-Wyhlen, die in kurzer Zeit wohl durch eine gleiche Zahl weiterer Kraftwerke vermehrt werden, die Fischereiverhältnisse einschneidend verändert. Die Wanderfische sind bedeutend zurückgetreten, die seenartigen Stauhaltungen der einzelnen Werke erfordern eine völlig neue Art der Bewirtschaftung. Nach den neuesten Verhandlungen mit der Schweiz sucht man auf dieser Strecke neben den Barben und Nasen und anderen Weißfischen vor allem noch den Hecht, die Forelle, die Aesche, den Zander und die Schleie als Edelfische zu pflegen und zu vermehren. Die Oberrheinfischer, die hier von Stufe zu Stufe das Verschwinden ihres einstigen Hauptfisches, des Lachses, erleben mußten und denen auch durch die starke Verunreinigung des Unterrheins schon der einst so wichtige Maifisch verloren gegangen ist, haben durch diese gewaltige Umstellung des Oberrheins empfindlichen und kaum wieder gutzumachenden Schaden erlitten.

Die Rheinstrecke Basel—Mannheim mit 265 Km. Länge ist fischereilich ein außerordentlich wichtiges Gebiet. Wenn auch Rheinregulierung und Rheinkorrektion, die Steinpflasterung des ganzen Rheinuferbettes und die planmäßig geförderte Abschneidung und Austrocknung einst fischereilich sehr wertvoller Altrheine die Erträge der Fischerei hier bedeutend verringert haben, so verdient doch gerade diese noch immer mit manch wertvollem Altrhein versehene und durch zahlreiche Gebirgsflüsse gespeiste Rheinstrecke unseren besonderen Schutz, schon weil erfreulicherweise an unserem badischen Rhein die Verunreinigung durch Abwässer doch noch nicht in dem Umfange eingetreten ist wie am preußischen Niederrhein, in den sich nicht nur der Main mit all seinem Schmutz, sondern auch die Abwässer des Industriegebietes ergießen, so daß dort schon zeitweise die Fische wegen ihres Phenolgeschmackes nicht zu genießen sind. Allerdings wird auch bei uns der Kampf gegen die ständig zunehmende Verunreinigung des Rheins weiter mit allen Kräften aufzunehmen sein. Es sei nur erwähnt, daß die Stadt Basel noch heute ihre Abwässer ohne jede Reinigung in den Stausee des neuen französischen Kraftwerks Kembs hineinschickt und daß dort unsere Rheinfischer mehr und mehr über die Verpilzung und Verschlammung ihrer Netze klagen.

Der Rheinstrom auf dieser Strecke ist vorwiegend Fischwanderstraße, und die Fischerei in ihm selbst spielt nur eine untergeordnete Rolle. Dies um so mehr, seitdem der frühere Reichtum des Stromes an Kiesbänken, hinter denen in früheren Zeiten der Netzzug noch einigermaßen ergiebig war, immer mehr verloren geht. Der Berufsfischer ruft deshalb mit immer lauterer Stimme: Erhaltet uns wenigstens unsere letzten Altrheine! Sie allein, diese auch landschaftlich so einzig schönen Stromteile sind für unsere Fischerei ebenso wichtig als Laich- wie als Futter- und Nahrungsplätze. Hier leben der Hecht und alle Weißfischarten, hier auch die Edelfische Karpfen und Schleie. Hier überwintert der Aal und stehen auch die meisten anderen Fischarten in Winterquartieren. Wir erinnern an den harten Winter 1928, in dem Hunderte von Zentnern überwinternder Fische in den durchgefrorenen Altrheinen elend umkamen. Hier auch liegen die wichtigsten Fangplätze für den Berufsfischer. Jeder wahre Freund der Natur sollte sich für diese einzigartigen Naturschönheiten mit einsetzen und ihre Erhaltung unterstützen. Wir rufen den Naturschutz immer neu zur Mitarbeit auf im Kampf gegen die fortschreitende Zerstörungswut, die nur auf Trockenlegung bedacht ist. Wie wertvoll diese Rheinstrecke einstmals für unsere badische Berufsfischerei war, das bezeugt allein die Tatsache, daß hier dicht gedrängt von Ort zu Ort Fischerzünfte saßen, so daß über viele Generationen hinweg der Fischer seinem Gewerbe obliegen und auch Sohn und Enkel in ihm ausbilden konnte. Heute dagegen hat der Staat seit Jahrzehnten fast alle Fischereirechte an sich gerissen. Es ist selbstverständlich, daß ein auf etwa 10 Jahre zur Fischerei zugelassener Fischer als Pächter niemals eigentlich „bodenständig" werden kann. Das kann nur der Besitzer, der Inhaber des Fischrechtes selber! Als solcher aber ist der Berufsfischer auf dem Rhein leider fast vollständig vertrieben. Darum wird es auch jedem Eingeweihten verständlich sein müssen, daß der Berufsfischer schwer zu bewegen ist, als der nur gnädig zugelassene Pächter bedeutendere Mittel für die Fischereipflege, wie etwa zum Bau von Erbrütungsanstalten, selbst aufzubringen. Wer gibt ihm denn Sicherheit, daß er sein Leben lang selbst den Nutzen davon hat? Die wichtigste Aufgabe der Zukunft wird also darin liegen müssen, den Berufsfischer wieder wirklich bodenständig werden zu lassen. Dann wird er an der eigentlichen Fischereipflege selbst interessiert sein und sich mit seinem eigenen Leben und seiner Familie ganz anders mit der Fischerei verwachsen fühlen als dies unter den heutigen Verhältnissen möglich ist.

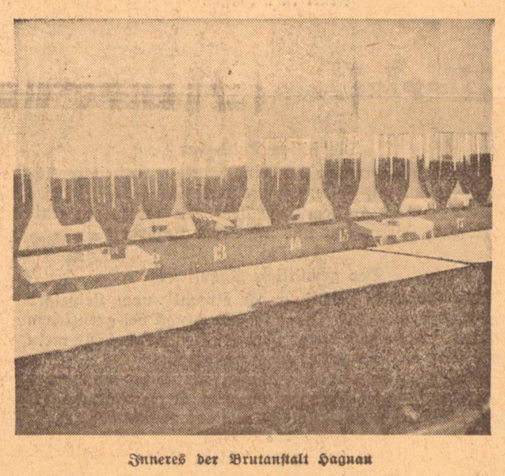
Durch den Bau des französischen Kraftwerks Kembs ist die oberste Grenze für den in jedem Jahre im Rhein aufsteigenden Lachs unterhalb Basel verlegt worden. Der Lachsfang spielt noch in jedem Winter in einigen Nebengewässern des Rheins wie im Leopoldskanal, in der Dreisam, Elz und Kinzig eine bedeutende Rolle; immerhin ist ein Jahresfang von 100 Zentnern bei uns im badischen Rheingebiet schon eine Seltenheit geworden. Im vergangenen Winter waren es nur 73 Zentner. Erfreulicherweise haben sich die Lachsfänge in diesem Sommer auch am Niederrhein sehr wesentlich gebessert, so daß auch wir hoffentlich den Fisch noch nicht auf die Liste der aussterbenden Fische zu setzen brauchen.

Der wichtigste Konkurrent des Lachses ist im Rhein seit etwa 20 Jahren der Aal geworden. Die Not hat die Fischer gezwungen, eine seit Jahrzehnten schon in Holland gebräuchlich gewesene, sehr intensive Fangmethode im Rheinstrom anzuwenden. Es werden hier von Kehl abwärts von dem nachts im Strom verankert stehenden Aalschocker oder Aalkutter aus die den ganzen Sommer zum Meer abwandernden, laichlustigen Blank- oder Silberaale mit den seitlich vom Schocker ausgelegten, engmaschigen Netzen, den sog. „Ankerkuilen", gefangen. Es ist dies eine ungemein wichtige, aber auch vielfach mit gutem Recht angefochtene Fangmethode, auf die wir zu verzichten zunächst keinen Grund haben, weil sonst die Aale nur von unseren Nachbarn

Neckarfischerei: Das Kompagniefischen vor der Zeit der Neckarkanalisierung

Rhein abwärts gefangen würden. Die Schockerfischerei bringt unseren badischen Fischern immerhin einen Jahresfang von etwa 700 Zentnern ein.

Sehr durchgreifend verändert wurden auch die Fischereiverhältnisse am Neckar durch die Neckarkanalisierung und ähnlich wie am Oberrhein durch die Erstellung der Neckarstauwehre und Kraftwerke. Die badische Neckarstrecke umfaßt dort 91 Kilometer, von denen die untersten 38 Kilometer dem badischen Staat gehören, also der Domänenverwaltung unterstehen, während die aufwärts angrenzende Neckarstrecke überwiegend Privatrechte umfaßte. Wir finden auch hier das Gleiche wie am Rhein: Die früheren Fischerzünfte sind spurlos verschwunden. Der Staat ist Inhaber des fischereilich wichtigen Unterlaufs, und die Privatrechte oberhalb der Rainbachmündung am Dilsberg kauft mehr und mehr die Neckarbauverwaltung auf, so daß auch hier die Bodenständigkeit des Berufsfischers zunehmend verloren gehen muß, hiermit auch gleichzeitig die Initiative der nur noch als Pächter zugelassenen Fischer. Im Neckar waren früher noch der Lachs, daneben Barben, Nasen, Barsch und Weißfische vorherrschend. Heute versucht man, vor allem der Landesfischereiverein seit vielen Jahren, Karpfen, Schleien und Hecht durch starke Aussetzungen einzubürgern. Dem steht sehr



Inneres der Brutanstalt Hagnau

nachteilig die hochgradige Verunreinigung des Neckars durch Abwässer von Stuttgart und anderen Industriestädten, im Unterlauf von Heidelberg entgegen. In ständig hartem Kampfe wird versucht, diese auf die Dauer unhaltbaren Zustände zu bessern. Ein Erfolg wird diesen Bemühungen erst dann beschieden sein, wenn in der Frage der Reinhaltung der Gewässer der Fischerei auch die Hygiene (im Interesse des Wassersports!) und der Naturschutz als Mitkämpfer zur Seite stehen; eine intensivere Fischereiwirtschaft ist selbstverständlich nur in einem fischereilich brauchbaren Wasser möglich.

Fischereinutzung und Fischereipflege in unseren fließenden Gewässern erfordern heute mehr denn je eine dauernde Ueberwachung aller biologischen Verhältnisse, der Gesamtbiologie, auch der der einzelnen Wasserläufe.

Nur wenn wir uns angesichts der Wanderlust unserer meisten Fischarten daran gewöhnen und darauf einstellen, die Fischgewässer als große biologische Einheiten zu beurteilen und zu bewerten, können wir uns auch mit künstlichen Maßnahmen die Fischbestände erhalten und vermehren. Aus diesem Grunde wird nicht nur fortlaufend ein erbitterter Kampf gegen die Gewässerverunreinigung geführt, sondern auch die Erhaltung aller Laich- und Weideplätze gegenüber allen sogenannten Kulturmaßnahmen verfolgt, darauf geachtet, daß so weit als nur möglich die Wanderung der Fische erhalten bleibt oder auch der Fischwanderung neue Wege erschlossen werden. In den Rahmen dieser Arbeiten fallen die fortgesetzten Bemühungen um die Erhaltung der Altrheine, die Untersuchungen über die Fischwanderung (Markierungsversuche) und die Aufstiegskontrollen an Fischwehren an den dort überall eingebauten Fischpässen, sowie die alljährlich vom Landesfischereiverein großzügig durchgeführten Jungfischaussetzungen und Einbürgerungsversuche mit neuen Fischarten entsprechend den jeweiligen biologischen Aenderungen unserer Gewässer.

Unser Schwarzwald und Odenwald sind aber außerdem noch reich an teilweise sehr schönen und ergiebigen Forellengewässern. Einige wie die in jedem Reiseführer noch „forellenreich" genannte Wutach sind allerdings völlig oder streckenweise der rücksichtslosesten Abwasserverunreinigung zum Opfer gefallen. Andere aber haben doch noch ihre ursprüngliche Natürlichkeit bewahrt und liefern an Gaststätten, für erholungsuchende Sommergäste oder auch den Einzelpächtern mit ihrem Bekanntenkreis die hochwertige rotbepunktete Bachforelle. Dazu nehmen sich noch 51 über das ganze badische Land verteilte Forellenzuchtanstalten um die Lieferung der in jedem Jahre zu mehreren Millionen benötigten Besatzfischchen an. Viele von ihnen legen sich dabei auch die Aufzucht der teichwirtschaftlich bevorzugten Regenbogenforelle, sowie auf die Erbrütung von Junglachsen und Aeschen. Verschiedentlich werden in Brutanstalten auch Hecht und Barbe, am Bodensee vor allem zu Millionen Felchen erbrütet. Nur durch ständige Nachsetzung von Jungfischen lassen sich unsere Gewässer nachhaltend ergiebig erhalten. Die Nachfrage nach Forellen in der sommerlichen Hochsaison ist erfreulich stark, so daß auch unsere leistungsfähigsten Anstalten den Bedarf eben noch decken können. Der Jahresumsatz an Forellenspeisefischen und Forellenjungfischen beträgt in Baden einige Hunderttausend Mark. Die an ihm mitbeteiligten Forellengewässer sind teilweise als Sportgewässer zu phantastischen Preisen verpachtet.

Ein wertvoller Mitbewohner unserer Schwarzwaldgewässer war in früheren Zeiten noch der Krebs, der wie in ganz Deutschland in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Krebspest zum Opfer fiel. Mit der Wiedereinbürgerung hat man nur sehr vereinzelt Erfolg gehabt. Versuche dieser Art werden auch bei uns in Baden unternommen und ständig fortgesetzt. Der edle Kruster scheint sich jedoch in unseren von den Segnungen der „Kultur" so reich bedachten Gewässern nicht mehr wohl zu fühlen. Geradlinig abgestochene Bäche, Abwässer, hochentwickelten Badesport hat der sehr scheue und anspruchsvolle Flußkrebs nie geliebt. Das gleiche gilt von der stellenweise im Odenwald noch einheimischen Flußperlmuschel, die dort, in den Jahren 1760 und 1769 aus dem Bayr. Walde eingeführt, sich verzweifelt wehren muß gegen die fortschreitende Zivilisation und den beliebten Diebstahl. Es wird aber versucht, auch ihr noch in stiller gelegenen Gewässern eine neue Heimat zu schaffen.

Bodenseefischer mit dem großen Zugnetz „der Segi", vor Staad fischend

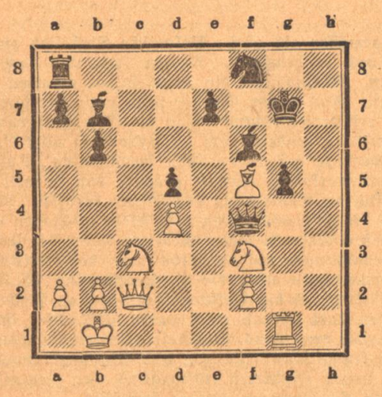
Badisches Schach

Folge 42 — 21. Oktober 1934

Vom Meisterschaftsturnier in Leningrad

Dr. Euwe, der Weltmeisterschaftskandidat und Hans Kinoch, der bekannte Schachberichterstatter, waren einer Einladung des Russischen Schachverbandes zu einem Trainingsturnier vom 18. August bis 2. September gefolgt. Der Ausgang hat allgemein überrascht. Dr. Euwe konnte gerade noch 50 Prozent erreichen, etwas reichlich wenig für einen Anwärter auf die Weltmeisterschaft. Die aber jetzt bekannt gewordenen Begleitumstände des Turniers lassen manches entschuldigen. So die etwas ungewöhnliche Spielzeit von 15 Uhr 30 bis 20 Uhr 30 und von 21 Uhr 30 bis 23 Uhr 30. Wir lassen zwei interessante Partiestellungen aus diesem Turnier folgen.

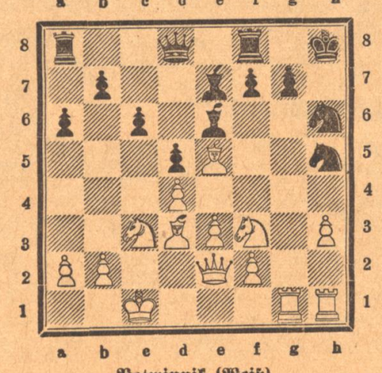
E. Rabinowitsch (Schwarz)



N. Rjumin (Weiß)

25. Sf3:g5!, Lf6:g5
26. Sc3—c2, Df4:f2
27. Dc2—c7+!, Kg7—h6
28. Dc7—d6+, Kh6—g7
29. Tg1:g5+, Kg7—f7
30. Lf5—g6+, Sf6:g6
31. Dd6:g6+, Kf7—e7
32. Tg5—e5+, aufgegeben

Alazortew (Schwarz)

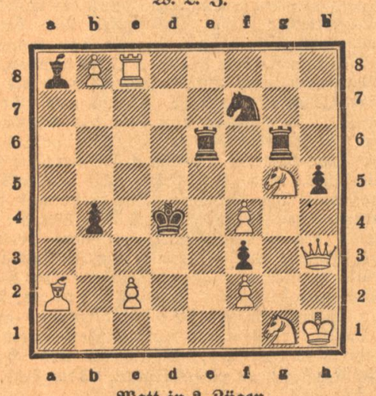


Botwinnik (Weiß)

Diese Druckstellung hatte sich der russische Vorkämpfer schon nach dem 18. Zug aufgebaut. Sein Gegner spielte hier Le6—f5, was aber sofort eine Figur kostet.

18. . . „ Le6—f5? 19. Ld3:f5, Sh6:f5 20. Sf3—h4!, und Schwarz gab auf

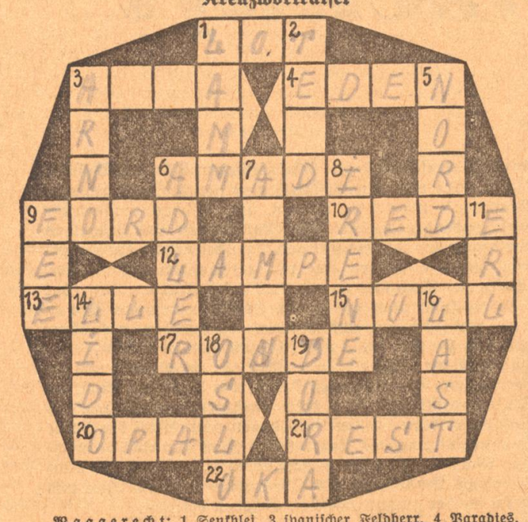
Problem Nr. 35
Fr. Fricke-Gelsenkirchen
W. L. Z.



Matt in 2 Zügen

Rätselecken

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1 Senkblei, 3 spanischer Feldherr, 4 Paradies, 6 italienischer Geigenbauer, 9 amerikanischer Autoindustrieller, 10 Ansprache, 12 Fabelname des Hasen, 13 altes Längemaß, 15 Zahl, 17 Wache, 20 Halbedelstein, 21 Ueberbleibsel, 22 russischer Fluß.

Senkrecht: 1 Haustier, 2 Prüfungszeugnis, 3 italienischer Fluß, 5 Himmelsrichtung, 6 Raubvogel, 7 Männername, 8 Mädchenname, 9 Märchengestalt, 11 österreichischer Passionsspielort, 14 Badestrand in Venedig, 16 Bürde, 18 europäische Hauptstadt, 19 Mädchenname.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — as — beth — bin — bing — bre — bub — che — cu — da — de — del — di — di — di — do — e — e — e — e — el — en — en — gan — gat — ge — gu i — i — ig — in — in — in — la — lö — lar — lau — laus — le — li — li — lum — mä — men — mus — na — na — nal — nat — ne — ne — ne — ner — nie — nig — no — nor — nou — o — ö — on — on — pi — po — pus — rhi — ri — rif — ro —ro — ros — ru — sa — si — sin — spi — sta — ster — ta — te — ten — ter — thu — tus — u — va — weiß — wich — zaun — ze — zi — sind 31 Wörter von nachstehenden Bedeutungen zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort der Rede unseres Führers anläßlich der Grundsteinlegung des Hauses der deutschen Kunst ergeben. Die einzelnen Wörter haben folgende Bedeutungen:

Heilige
Grammatikalischer Begriff
Spott
Sportplatz
Römischer Landsitz
Geheimdienst
Ueberirdisches Wesen
Griechische Dramengestalt
Englische Grafschaft
Kriegsverletzter
Französischer Kaiser
Stadt in Ostpreußen
Rothaut
Römischer Kaiser
Alpenblume
Säugetier
Ausgetrockneter Brunnen
Mädchenname
Stadt in Mähren
Festgesetzter Preis
Vogel
Britische Kolonie
Bengel
Staatenbund
Deutsche Hafenstadt
Begeisterung
Naschwerk
Landwirtschaftlicher Besitz
Vorbild
Belgische Festung
Lehranstalt

Japanische Epigramm

Durch Auszählen der Buchstabengruppen und Miteinanderverbinden entsteht eine japanische Spruchweisheit. Man muß nur den richtigen Rhythmus des Uhrzeigers finden.

Nur ein Buchstabe!

Den Wörtern:
1. Roß, 2. Viktor, 3. Klappe, 4. Schrei, 5. Johanne, 6. Wind, 7. Mal, 8. Tag, 9. Pest, 10. Ar, 11. Imme, 12. Chlor, 13. Hilde, 14. Vers

soll je eins der nachfolgenden Wörter angefügt werden. Dabei sind diese beiden Wörter durch einen zu suchenden Buchstaben zu verbinden, so daß ein neues Wort entsteht.

Aar — Brahms — Extrakt — Form — Heim — Horst — Lenz — Mann — Manuel — Maschine — Schlange — Schmied — Ur — Werk.

Bedeutung der neugebildeten Wörter:
1. Füllmittel für Möbel, Matratzen.
2. König von Italien.
3. Volkstümlicher Ausdruck für „Bett".
4. Büroutensil.
5. Deutscher Komponist.
6. Führer des Zentrums.
7. Kräftigungsmittel.
8. Die tägliche Arbeit.
9. Verheerende Seuche.
10. Männlicher Vorname.
11. Flieger im Weltkrieg.
12. Narkotisches Mittel.
13. Stadt in Hannover.
14. Dichterling.

Die gefundenen Verbindungsbuchstaben ergeben von 1—4 hintereinander gelesen den Namen einer Herbstwiesenblume. A. C.

Auflösungen

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Boe, 4. Wat, 7. Reif, 9. Gera, 10. Elba, 11. Ries, 12. Fier, 13. Obst, 15. Ebbe, 18. Jota, 22. Mars, 23. Adam, 24. Mate, 25. Norm, 26. Ale. 27. Lie. — Senkrecht: 1. Brei, 2. Oels, 3. Eibe, 4. Weib, 5. Ares, 6. Tost, 8. Farnese, 9. Grobian, 14. Nab, 15. Emma, 16. Baal, 17. Brie, 19. Odol, 20. Tari, 21. Amme. — Diagonale: A—D Bebra, B—E Trio, C—F Aare.

Freundliche Mahnung. Inserat. Die verehrlichen Jungen, welche heuer meine Aepfel und Birnen zu stehlen gedenken, ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen womöglich insoweit sich zu beschränken, daß sie daneben auf den Beeten mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten. Th. Storm.

Bilderrätsel. Betrachtet man die Figur als Schießscheibe, so ergibt sich der Text, wenn man, über dem Kopf des Försters beginnend, zuerst die Buchstabengruppen über den Treffern des äußeren Ringes liest und dann zum inneren fortschreitet. Man erhält: Das Mondlicht und der Jäger gehn Noch einsam durch den Wald. So stillvergnüglich finden sich zwei Wandrer nicht so bald.

Silbenrätsel. 1. Andersen, 2. Undine, 3. Sundgau, 4. Ulrike, 5. Neapel, 6. Sirene, 7. Eichenland, 8. Rosine, 9. Enzian, 10. Nassau, 11. Tübingen, 12. Odysseus, 13. Trompete, 14. Epikur, 15. Narkose, 16. Wallis, 17. Archiv, 18. Rigoletto, 19. Daniel, 20. Dynamit, 21. Ameise, 22. Spiritus. „Aus unseren Toten ward das neue Leben unseres Volkes!" (Rudolf Heß).

Zahlenrätsel. 1. Wieland, 2. Amerika, 3. Lindau, 4. Tirpitz, 5. Enzian, 6. Rhein, 7. Feder, 8. Lloyd, 9. Emden, 10. Xaver: „Walter Flex".

Rätselhafte Inschrift

Unser Anschwärzspiel: Anglerglück

Lustiges Allerlei

Aus der amerikanischen Diplomatie

Einige amerikanische Diplomaten sollen ihres Amtes enthoben werden, weil sie in ihrem Auftreten die Manieren der englischen Aristokratie nachahmten und unter anderm auch Monokel trugen.

Man will eben in Amerika nicht, daß die Diplomaten alle Dinge nur — einseitig betrachten, und es ist auch für Diplomaten unangebracht, etwas anderes im Auge zu haben, als stets nur das Wohl des Staates. Und überhaupt: nach Aufhebung der Prohibition sieht der Amerikaner lieber das Weinglas als das Einglas.

*

Gut gesagt

„Wie konntest du nur als gewöhnlicher Handarbeiter es fertig bringen, ein so schmuckes Häuschen zu erwerben?" — „Ja, siehst du, ich lebe wie ein Fisch: Halte das Maul, saufe Wasser und suche durch die Tätigkeit meiner Flossen vorwärts zu kommen."

*

Rund um die Ehe

Er: „Hier in der Zeitung steht schon wieder von einem Manne, der Selbstmord verübte, weil er eine ungemütliche Häuslichkeit hatte!"

Sie (zärtlich): „Und wurde seine Häuslichkeit dadurch gemütlicher?"

Die stillen Teilhaber

Ein Geschäftsmann, der eine Einkommensteuererklärung auszufüllen hatte, beantwortete die Frage: „Wer ist noch beteiligt an dem Geschäft?", mit der kurzen Antwort: Das Finanzamt und die Steuerbehörde!"

*

Der gemütliche Chauffeur

Vor längerer Zeit fuhr ich einmal vom Leipziger Bahnhof hinaus nach Plagwitz, allerdings bei greulichem Schmutz. Etwa 150 Meter vom Ziel entfernt hielt mein Chauffeur an und sagte ganz treuherzig:

„Nu seh'n Se nur einmal den Dreck, ich muß, wees Kneppchen, zwee Stunden an dem Wagen rumputzen, wollen Se nich so gütig sind — und das Endchen loofen?!"

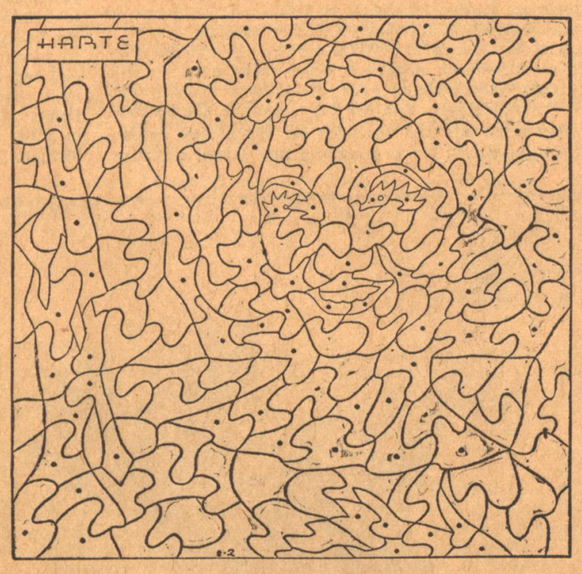
*

Aus der „guten" alten Zeit

Von der Oberrechnungskammer in Potsdam kommt ein Rüffel: man verbraucht zuviel Heizmaterial für Badewasser der Leute. Darauf berät der Rittmeister mit seinem Wachtmeister. Schließlich kommt der Befehl heraus, daß man in dem Badewasser einer Wanne einige Mann baden lassen solle. Einige Tage später erkundigt sich der Rittmeister nach dem Erfolg. Da kratzt der Wachtmeister sich hinterm Ohr und lächelt verlegen: „Drei Kerls hab' ich ja in die Wanne reingekriegt, aber der vierte war schon nicht mehr unterzubringen."

Der Tyrann: Ich versprach meiner Frau — — ich komme um neun Uhr nach Hause — — und jetzt ist's — — fünf nach!

Ist mir auch egal — — und wenn's — — zehn nach Neun wäre!



Unser Anschwärzspiel

hat großen Beifall bei alt und jung gefunden. Heute bringen wir wieder eine hübsche Zeichnung. Wenn man sorgfältig die mit einem Punkt versehenen Felder schwarz macht, entsteht ein Bild zu einem bekannten Spruch aus einem unserer schönen Volksmärchen.

Unbekanntes von Bekannten

Karl Baedeker (gest. 4. Oktober 1859)

Für das gesamte Verkehrs- und Reisewesen waren die Reiseführer Baedekers, kurz Baedeker genannt, von großer Bedeutung, ja sie waren sogar eine Zeitlang die Führer. Wie weit sie das gesamte Leben beeinflußten, mag folgende kleine Anekdote zeigen.

Der Leibarzt Kaiser Wilhelm I. machte dem Kaiser Vorhaltungen, daß er sich zu wenig Ruhe gönne. Der alte Kaiser entgegnete:

„Ich werde mich nachher hinlegen, denn jetzt zieht die Schloßwache auf, da muß ich ans Fenster treten. Es ist Reisezeit, und im Baedeker steht, daß mich die Leute um diese Zeit sehen können. Es muß alles seine Ordnung haben!"

*

Rembrandt (gest. 4. Oktober 1669).

Der holländische Maler Rembrandt hatte des öfteren Schulden. Einmal jedoch wußte er nicht mehr ein noch aus, er verschwand aus Amsterdam. Kurze Zeit darauf erzählte seine Frau jedem, der es hören wollte, ihr Mann sei gestorben. Jetzt kamen die Kunstliebhaber, um dieses oder jenes Bild oder Skizze aus dem Nachlaß zu erwerben. Man überbot sich gegenseitig. Als nichts mehr zum Verkauf da war, konnte Frau Rembrandt alle Schulden bezahlen und noch eine gute Summe weglegen. Nach einem Monat erschien Rembrandt frisch und vergnügt wieder in Amsterdam. Dieser Einfall des Malers gab noch lange Stoff für den Stammtisch.

Karl Muck (geb. 22. Oktober 1859).

Der große Dirigent erzählte gern selbst folgendes Erlebnis. Als er einmal ein Konzert gab, hörte er, wie eine Dame in der ersten Reihe zu ihrer Freundin sagte:

„Ich denke, der Muck ist faszinierend?"

„Ist er das etwa nicht?"

„Ist gut, aber sag mir Bescheid, wenn er anfängt zu faszinieren!"

*

Generaldirektor Karl Muck wurde einmal in einem D-Zug von einem Unbekannten gefragt:

„Sie ähneln in ganz erstaunlicher Weise einem Dirigenten, der heißt Muck. Kennen Sie vielleicht den Herrn?"

„Das bin ich selbst! Mein Name ist Karl Muck, ich bin Dirigent!"

„Ah, daher auch die Aehnlichkeit!"

*

Wilhelm Leibl (geb. 23. Oktober 1844).

Der Maler Wilhelm Leibl hatte keine rosige Jugend, so war die Hauptbeschäftigung: Schafe hüten.

Als nun Leibl auf der Höhe seines Ruhmes stand, fragte ihn ein sehr eingebildeter Herr, um ihn zu kränken, nach dieser Tätigkeit. Leibl antwortete geistesgegenwärtig:

„Es war sehr gut, daß ich Schafe gehütet habe, denn so ist es mir möglich, auf den ersten Blick jeden Schafskopf zu erkennen!"